ruprecht

Heidelberger Studierendenzeitung

Dezember 2019 – Nr. 183 | UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNBEZAHLBAR | www.ruprecht.de @ruprechtHD



Musikwissenschaftler kommen dem Sound von „Der Herr der Ringe“ auf die Spur – auf **Seite 11**

WISSENSCHAFT

New Year's Grief

Von Cosima Macco

Na, liebe Leser, gibt's schon Pläne für Silvester? Die Saison ist ja bereits seit September offiziell eröffnet. Ob die alten Freunde aus der Heimat, die neuen Kommilitonen, der Mitbewohner oder die kleine Schwester – von allen Seiten steht man im Schussfeuer der Befragung.

Ja, das Ende des Jahres sorgt bei den meisten von uns mittlerweile eher für Herzrhytmusstörungen als für Vorfreude. Dabei ist es doch so schön, dass die ganze Welt Silvester mit mir verbringen möchte!

Die Realität sind aber gekränkte Blicke und „Wir haben schon soooo lange nicht mehr zusammen Silvester gefeiert“, wenn man immer wieder die gleiche Antwort gibt: „Du, ich weiß noch nicht. Bei uns ist noch gar nichts sicher.“

Schließlich waren alle Einladungen bisher so semi-geil: Sich auf dem Kackgrundstück einer guten Freundin die Zehen abfrieren, spießiges Raclette-Essen mit dem befreundeten Paar, bei dem man eigentlich nur einen der beiden mag oder bei einer überlaufenen Party aufkreuzen, auf die man – naja, eigentlich nur so inoffiziell – von einem der Gäste eingeladen wurde.

All die guten Freunde, mit denen man gerne zusammengefeiert hätte, haben natürlich schon Pläne mit irgendwelchen anderen Leuten gemacht: „Oh, sorry, das war echt schon soooo lange geplant!“

Auch die Familie sucht verzweifelt nach irgendwelchen Ausreden, weil nach den gefühlten 100 Jahren Weihnachten langsam alle die Schnauze voll voneinander haben.

Und auf die eine Party, die man tatsächlich ganz cool fände, hat dann der Partner oder die Partnerin keine Lust – und, und, und.

Dabei muss der letzte Abend des Jahres doch fetzen! An Silvester steigen bekanntlich die coolsten Partys, da wird man um Mitternacht plötzlich von der Liebe seines Lebens geküsst und erzählt sich noch Jahre spä- Öhm, naja. In Filmen zumindest.

In Wahrheit sitzen wir doch alle mit dem langweiligen Pärchen beim Raclette, frieren uns die Zehen auf einem Feldweg ab oder werden vom Gastgeber rausgeworfen.

Und dann heißt es leicht bedüdelt auf dem Nachhauseweg mal wieder: „Lass uns nächstes Mal bitte früher um die Silvesterpläne kümmern.“



Bauer sucht Arzt

Medizinstudierende und Ärzte bekommen hohe Förderungen, wenn sie auf dem Land arbeiten. Geht die Rechnung auf?
auf Seite 6

Foto: nni

Kontroverse ums Feld

Die Stadt möchte den Autoverkehr im Neuenheimer Feld einschränken. Arbeitnehmer und die Universität sträuben sich bislang

Das Neuenheimer Feld boomt – sowohl, was die Zahl der Anwohner, als auch die der Arbeitsplätze und damit der Pendler angeht. Statistiker rechnen bis zum Jahr 2035 mit einer Zunahme von 600 Einwohnern und bis zu 9 100 Arbeitsplätzen. Um den Stadtteil nicht komplett zu überlasten, plant die Stadt zusammen mit der Universität und dem Land eine tiefgreifende Umgestaltung des Neuenheimer Felds. Das Projekt läuft seit Juni 2016, am 28. November fand nun die letzte Infoveranstaltung statt, in der erste Planungsentwürfe vorgestellt und analysiert wurden.

Diverse Veranstaltungen und die Website des Projekts sollen es Interessierten ermöglichen, sich am Planungsprozess zu beteiligen. Die letzte Entscheidung fällt allerdings der Gemeinderat. Im Dezember tagt ein Zusammenschluss von 60 Interessengruppen öffentlich, um über den weiteren Fortgang des Projekts zu beraten.

Die Umgestaltung beeinhaltet eine neue Aufteilung der Grünflächen, Umbauten für ein CO_2-neutrales Viertel und ein neues Verkehrskonzept. Zu diesem Zweck ist eine zusätzliche Neckarüberquerung auf der Höhe Wieblingens geplant: entweder in Form einer Brücke oder sogar mittels einer Seilbahn ins Feld. Außerdem sollen der ÖPNV und Sharing-Angebote gestärkt und das Feld für Autos unattraktiver gestaltet werden.

Die Maßnahmen sind kontrovers. Zwischen den Vorstellungen der Pendler, den Anwohnern und anderer Gruppen klaffen tiefe Gräben. Diese hofft der Erste Bürgermeister Jürgen Odszuck überwinden zu können: „Es geht schließlich allen Beteiligten um eine gute Zukunft von Wissenschaft, Lehre und Forschung.“

Das Gutachten eines Dresdner Büros für Verkehrsprognosen bescheinigt nun, dass der PKW-Verkehr eingedämmt werden kann.

Laut Raino Winkler vom Umweltamt der Stadt seien die anwohnenden Studierenden stärker betroffen als der universitäre Oberbau, der meist nur zum Arbeiten im Neuenheimer Feld ist. Dieser verlangsamt das Projekt jedoch, sprach sich zum Beispiel gegen den Ausbau der Straßenbahn aus. Eine Prognose für den Baubeginn traut Winkler sich nicht zu.

Dass bei den Veranstaltungen nur wenige Studierende anwesend sind, wundert Joachim Fahrwald, der den Beteiligungsprozess organisiert. „Unser Ziel ist es, Fachexperten mit Lokalexperten zusammenzubringen. Wer kennt sein Viertel schon besser als die Anwohner?“, erklärt er.

Plakate in den Fakultäten und eine Social-Media-Präsenz des Projekts erwiesen sich als wenig öffentlichkeitswirksam, obwohl die Studierenden, die im Neuenheimer Feld leben und studieren, am meisten von den Umbauten betroffen sind. **(mwo)**

Heidelberg wird grüner

Gemeinderat beschließt einen 30-Punkte-Plan zum Klimaschutz

Der Gemeinderat hat am 21. November einen neuen Aktionsplan zum Klimaschutz beschlossen. Das ambitionierte 30-Punkte-Programm soll dazu beitragen, die Stadt bis 2030 klimaneutral zu machen.

Alle neu gebauten Stadtteile sollen sogar „Plusenergie-Quartiere“ werden, also mehr Energie selbst erzeugen, als sie verbrauchen. Bis 2025 sollen die Stadtwerke Heidelberg ein Drittel der Fernwärme bereitstellen. Die Stadtwerke werden bis dahin auch nur noch klimaneutralen Strom liefern. Außerdem soll in jedem Stadtteil ein „Klimawäldchen“ entstehen. Insgesamt möchte die Stadt dafür in den nächsten fünf Jahren 3 000 Bäume anpflanzen. Zusätzlich sollen Tiere und Pflanzen auf einem „grünen Gürtel“ innerhalb der Stadt neue Lebensräume finden.

Ein weiterer Schwerpunkt des Aktionsplans liegt im Bereich Verkehr. So entstehen in den nächsten zehn Jahren vier neue Radschnellwege und mindestens genau so viele Sonderbuslinien. Diese sollen die Pendler in den umliegenden Ortschaften abholen und so den Autoverkehr reduzieren. Bis 2025 soll der ÖPNV 20 Prozent mehr Fahrgäste befördern.

Der Aktionsplan folgt auf einen 18-Punkte-Plan, den die Stadt im Oktober vorgestellt hatte.

Deutschlandweit ist Heidelberg Vorreiter beim Klimaschutz. Seit 1987 ist der CO_2-Ausstoß um 13 Prozent gesunken. **(lkj)**

Bewerbung als Rainbow City

Heidelberg bewirbt sich um den Titel „Rainbow City“. Das Rainbow Cities Network ist ein internationaler Zusammenschluss von 32 Städten, die sich der Akzeptanz von LGBTQ*-Personen verpflichten. Ziel des Netzwerkes ist es, ein Zeichen für Toleranz und Offenheit zu setzen. Die Stadt will im Zuge der Bewerbung den Diskriminierungsschutz und die Sichtbarkeit von LGBTQ*-Personen weiter stärken. Der Gemeinderat stellt 15 000 Euro für entsprechende Maßnahmen zur Verfügung. **(nsk)**



Der Marstall ist günstig. Doch woher kommen die Lebensmittel?
auf **Seite 4**

HOCHSCHULE



Queer und religiös – Theologiestudentinnen veranstalten Queergottesdienst
auf **Seite 7**

STUDENTISCHES LEBEN



Immer mehr junge Menschen sind kurzsichtig. Aber wieso?
auf **Seite 10**

WISSENSCHAFT

Anwesenheitspflicht?

Mehr als zwei Fehlzeiten pro Semester können in einigen Fakultäten zum Nichtbestehen der gesamten Veranstaltung führen, unabhängig von der akademischen Leistung. Ist es an der Zeit, die Anwesenheitspflicht abzuschaffen?



Yuka
Geschichte

„Wenn die Anwesenheitspflicht wegfällt, gehen viele Studenten nicht mehr zur Vorlesung, dabei werden dort viele wichtige Informationen vermittelt. Außerdem strukturiert die Anwesenheitspflicht das Studium.“



Tom
Economics

„Selber habe ich keine Anwesenheitspflicht, aber allgemein gehört sie abgeschafft. Studierende sollten mehr Freizeit haben und selbstorganisiert lernen.“



Umfrage und Fotos: mi

Lea
Soziologie

„Ich finde die Anwesenheitspflicht in Vorlesungen schlecht und in den meisten Fällen nicht notwendig. In Tutorien oder Seminaren ergibt sie aber durchaus Sinn.“

PRO

Manfred Berg
ist Professor für Amerikanische Geschichte am Historischen Seminar der Universität. Er vertritt nur seine eigene Meinung.



Bild: privat

Das Ideal der Universität ist die Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden. Die Debatte über die Anwesenheitspflicht erweckt jedoch den Eindruck, das Hochschulstudium in Deutschland zeichne sich vornehmlich dadurch aus, dass gelangweilte Lehrende in überfüllten Hörsälen unmotivierte Studierende mit irrelevanten Stoffmassen traktieren. Selbst wenn dies so wäre, die Abschaffung der Anwesenheitspflicht würde die Lage nur verschlimmern. Warum sollten sich Lehrende zur Lehre motiviert fühlen, wenn ihnen die Abschaffung der Anwesenheitspflicht signalisiert, dass ihr Engagement für den Lernerfolg gar nicht erforderlich ist? Die Verschulung wird zunehmen, weil Prüfungsstoff nur noch aus Pflichtlektüre bestehen kann. Lernerfolge und Leistungsniveau werden ohne qualifizierte Anleitung abnehmen. Und ohne Anwesenheitspflicht wird auch weniger Lehrpersonal benötigt. Die Finanzminister wird es freuen, das Studium und die Idee der Universität werden darunter leiden.

CONTRA

Leonie Ott
ist Mitglied der Liste „emanzipatorische, undogmatische Linke.EULE“ und vertritt diese im Studierendenrat



Bild: privat

Befürworter der Anwesenheitspflicht scheinen die Uni vor allem als Ausbildungsstätte für den Arbeitsmarkt zu sehen. Mit der Gewissheit, später einen Job zu haben, bei dem der Zwangscharakter von Arbeit recht offensichtlich ist, werden Regeln als notwendig wahrgenommen. Gleichzeitig braucht der Arbeitsmarkt aber auch eigenständig denkende und selbstdisziplinierte Personen. Mit dem Credo, sich durch den Job selbst zu verwirklichen und den Beruf zur Berufung zu machen, beuten sich vor allem diejenigen mit viel Eigenverantwortung selbst aus. Hier ist der Zwangscharakter der Arbeit weniger offensichtlich. Studierende, die solche Jobs anstreben, lehnen deshalb Regeln, die die Eigenständigkeit einschränken, eher ab. Schließlich gibt es noch die Idee einer unabhängigen Forschung, die Wissenschaft um der Wissenschaft willen betreibt. Die Universität sollte die Entwicklung von eigenständigen, kritischen Menschen fördern, wobei die politische Eingebundenheit von Wissenschaft reflektiert statt ausgeblendet werden muss.

These 1: Die allgemeine Anwesenheitspflicht benachteiligt Personen mit Erkrankungen wie Depressionen oder Angststörungen

Diese These ist aus zwei Gründen nicht stichhaltig.

Erstens handelt es nur um wenige Betroffene, für die sich bei Vorlage entsprechender Atteste Einzelfallregelungen treffen lassen. Ausnahmefälle begründen aber nicht die Abschaffung einer grundsätzlich sinnvollen Regelung.

Zweitens können gerade Studierende mit den genannten Problemen von einer Anwesenheitspflicht profitieren, weil diese sie motiviert, sich unter Menschen mit ähnlichen Interessen zu begeben. Wo sonst sollen diese Studierenden Fähigkeiten wie Präsentation und Diskutieren einüben, wenn nicht im relativ geschützten Umfeld der Universität? Ohne Anwesenheitspflicht besteht die Gefahr, dass sie sich weiter isolieren.

Das stimmt zwar, aber die Anwesenheitspflicht allein ist dabei nicht entscheidend. Bedeutender ist der Ausbau unterstützender Angebote. Vielfältige Lehre, die auf unterschiedliche Bedürfnisse eingeht, würde letztendlich allen Studierenden zu Gute kommen, auch solchen, die neben dem Studium arbeiten müssen oder Studierenden mit körperlicher Beeinträchtigung. In einigen Studienfächern kann man bereits Vorlesungen nachträglich online anhören, und es gibt die psychosoziale Beratungsstelle.

Außerdem glaube ich, dass zum Verständnis von psychischen Krankheiten neben biologischer Veranlagung auch die Art, wie Arbeit heutzutage organisiert ist, miteinbezogen werden muss. Hoher Arbeitsdruck sowie der Verlust von Selbstwirksamkeit begünstigen Depressionen, sind aber genau das, was die meisten Jobs und leider auch das Studium für viele auszeichnet.

These 2: Bestimmte Veranstaltungen leben von der Debatte und Mitwirkung der Studierenden – hierfür ist eine Anwesenheitspflicht unerlässlich

Alle Lehrveranstaltungen leben von der Mitwirkung der Studierenden. Auch Vorlesungen können und sollten interaktiv sein, abgesehen davon, dass die Konzentration auf komplexe Sachverhalte ebenfalls eine Form der Teilnahme darstellt. Wissenschaftliche Inhalte und Methoden lernt niemand allein aus Lehrbüchern oder online, sondern nur unter Anleitung durch erfahrene Forscherinnen und Forscher und in Diskussionen mit Lehrenden und anderen Studierenden. Und wie sollen Lehrende Studierende angemessen beurteilen, die nur ab und zu erscheinen und dann nicht auf dem Stand der übrigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind? Dürfen Lehrende mündliche Leistungen bei der Notengebung berücksichtigen oder wäre dies eine Ungleichbehandlung derjenigen, die von ihrem „Recht“ auf Abwesenheit Gebrauch machen? Die engagierten Studierenden wird dies frustrieren.

Die bloße physische Anwesenheit von mehr Studierenden führt nicht unbedingt zu einer besseren Diskussion. Menschen, die aufgrund einer psychischen Krankheit nicht kommen können, würden das auch nicht aufgrund einer Anwesenheitspflicht können, sondern scheiden wahrscheinlich eher einfach schneller aus.

Ein Umfeld, das weniger auf Zwang, sondern dem eigenen Interesse der Studierenden beruht, hat auch oder gerade ohne Anwesenheitspflicht anregende Debatten. *Die Zeit* berichtete erst diesen August, dass sich an der Universität Mannheim nach Abschaffung der Anwesenheitspflicht vor drei Semestern kaum etwas von dem Charakter der Seminare geändert hat. Stundenlange Diskussionen habe es weder davor noch danach gegeben.

These 3: Selbstbestimmtes Lernen und Eigenverantwortung sind Eigenschaften, die man Studierenden zutrauen sollte

Die Kritiker der Anwesenheitspflicht scheint vor allem das Wort Pflicht zu stören. Pflichten werden als unerträglicher Eingriff in die persönliche Freiheit empfunden. Aber wer sich für ein Studium entscheidet und einen akademischen Abschluss anstrebt, willigt damit ein, sich den sachlich begründeten, fachspezifischen Anforderungen des Studiums zu unterwerfen.

Im Übrigen eröffnet ein Hochschulstudium auch mit Anwesenheitspflicht ein weitaus höheres Maß an Selbstbestimmung und Eigenverantwortung, als es die allermeisten Berufstätigen genießen. Doch niemand fordert, Auszubildende von der Anwesenheitspflicht in ihren Betrieben zu dispensieren. Da drängt sich schon der Verdacht auf, eine ohnehin privilegierte gesellschaftliche Gruppe beanspruche weitere Vorrechte.

Dem stimme ich zu, obgleich mit Verweis auf das im ersten Absatz Beschriebene zu fragen ist, um welche Art von Eigenverantwortung es sich hier handelt. Davon abgesehen bezweifle ich, dass bloßes Zutrauen allein reichen würde. Selbst wenn die Uni sich diese Begriffe ab morgen auf die Fahnen schreiben und alle Regeln abschaffen sollte, existieren weiterhin Normen und Anforderungen in der Gesellschaft, die nicht an den Universitätstüren halt machen.

Universitäten könnten aber vielleicht Orte sein, an denen eine alternative Norm geschaffen wird, die sich nicht an dem kapitalistischen Arbeitsverhältnis orientiert oder diesem zumindest entgegenwirkt. Das kritische Vorlesungsverzeichnis zum Beispiel ist zwar schlank, besitzt aber als studentische Initiative dennoch Potential.

„Es beginnt immer mit Worten“

Antisemitismus ist keine Sache der Vergangenheit. Jüdische Studierende berichten von Diskriminierung, Beleidigungen und körperlichen Angriffen – oft erfahren sie keine Solidarität



Foto: nni

Viele Juden trauen sich nicht, ihre Kippa auf der Straße zu tragen

Ich wurde von hinten am Kopf gepackt und mir wurde die Kippa abgerissen, dann wurde ich als dreckiger Jude beleidigt.“ Was wie ein Bericht aus dem Dritten Reich klingt, ist erst diesen November in Freiburg geschehen. Elias* ist jüdisch und studiert in Freiburg Französisch und Politikwissenschaft. Er wurde in der Umkleide eines Fitnessstudios attackiert. Seine Kippa, die traditionelle jüdische Kopfbedeckung, wurde abgerissen, bespuckt und in den Müll geworfen. Schließlich schrie der Täter „Free Palestine“. Geholfen wurde Elias zunächst nicht. „Es waren auch Leute da in der Umkleide – und keiner hat irgendetwas gemacht.“ Erst nach dem Angriff wurde Elias von einem älteren Herren geholfen, der zufällig in den Raum gekommen war. Nach der Attacke rief Elias die Polizei. Für die Unterstützung des älteren Herren und den späteren Beistand durch das Ernst-Ludwig-Ehrlich-Studienwerk, von dem er bereits vor der Attacke als Stipendiat gefördert wurde, ist Elias sehr dankbar; von seinen Mitbürgern hatte er aber mehr Zivilcourage erwartet. Elias’ Erfahrung, das Attentat von Halle und die Schändung von jüdischen Gräbern im Elsass Anfang Dezember zeigen: Antisemitismus gehört nicht der Vergangenheit an.

Auch in Heidelberg ist Antisemitismus ein aktuelles Thema – häufig beginnt er schon in der Schule. David*, ein Heidelberger Anglistikstudent, meint, dass hinter Antisemitismus häufig eine Wahrnehmung von jüdischen Mitmenschen als andersartig liege. „Aus diesem Gefühl der Fremdheit entwickelt sich dann Hass, das geht schon mit Beleidigungen als ‚du Jude‘ in der Schule los.“ Laut dem Heidelberger Rabbiner Jona Pawelczyk-Kissin sind solche Schulhofbeleidigungen verwerflich, aber nur ein Symptom des eigentlichen Problems. Wirklich antisemitische Erfahrungen hätten manche „jüdische Kinder ausschließlich mit Lehrern gemacht,“ so der Rabbiner. Eine Schülerin sei beispielsweise an einem Feiertag, an dem es verboten ist, zu schreiben, in die Schule gegangen, da sie den Unterricht nicht verpassen wollte.

> „Was habt ihr denn für eine blöde Religion!“

„Sie hat dem Lehrer erklärt ‚Wissen Sie, wir haben heute einen jüdischen Feiertag. Ich bin gekommen, um alles noch mitzubekommen für die Klassenarbeit, aber ich darf heute nicht schreiben.‘ Und da sagte der Lehrer so, dass alle es hören konnten: ‚Was habt ihr denn für eine blöde Religion!‘ Ich muss sagen, dass das Mädchen davon traumatisiert ist.“

Solche Erfahrungen beschränken sich nicht auf die Schule. Die Heidelberger Lateinstudentin Chaja* beschreibt, wie sich aus dem Bild der angeblichen Andersartigkeit von Juden Antisemitismus entwickeln kann. Sie berichtet von den Kommentaren der Mutter ihres Ex-Partners, diese habe sie wegen ihrer Religion zunächst kritisch betrachtet. So habe Chaja damals wegen einer anstehenden Klausur mehr lernen müssen als sonst. Darauf sei ihr gesagt worden, Juden „sind halt komisch, die sind halt anders“. Allerdings sei es nicht bei einfachen Stereotypen geblieben. „Sie meinte dann ‚Wenn du sie heiratest, werde ich dich enterben, und wenn du Kinder mit ihr hast, nehme ich sie nicht als meine Enkelkinder an. Und überhaupt: Wenn Hitler damals alle getötet hätte, dann hätte ich jetzt meine Probleme nicht.“

Solche antisemitischen Aussagen eskalieren oft in Straftaten: Laut einem Bericht des Bundesministerium des Inneren (BMI) von 2017 sei es von den Jahren 2001 bis 2015 pro Jahr durchschnittlich zu 1522 antisemitischen Straftaten gekommen, davon jährlich 44 Gewalttaten. Auf eine erste Anfrage vom 22. November 2019 zu genauen Daten aus Heidelberg antwortete das Polizeipräsidium Mannheim nach zweieinhalb Wochen: „Die Recherche zu den gestellten Fragen ist sehr umfangreich und eine Rückmeldung in dem genannten Zeitraum nicht möglich.” Auch die Statistik des BMI stützt sich auf Daten der Polizei. Genaue Zahlen zu ermitteln, sei schwierig, da viele Opfer antisemitischer Vorfälle diese nicht anzeigen würden. 2013 meldeten laut BMI nur 23 Prozent der Opfer einer schweren Straftat den Vorfall bei der Polizei, 47 Prozent derer im Glauben, es würde sowieso nichts bringen. Besonders in den Jahren, in denen sich der Israel-Palästina-Konflikt zuspitzte, habe es einen Anstieg an Straftaten gegeben. Diese wurden überwiegend von Linksextremisten verübt. Insgesamt sei aber eine Mehrheit an rechtsmotivierten Taten festzustellen: Laut dem BMI wurden in den Jahren 2010 bis 2013 insgesamt 139 rechtsextreme Gewalttaten gemeldet, alle anderen Kategorien zusammen kamen nur auf 18.

> Juden werden mit dem Teufel gleichgesetzt

Wo aber findet solcher Antisemitismus seinen Ursprung? Die Historikerin und Holocaust-Forscherin Deborah Lipstadt nennt bei ihrem Vortrag in Heidelberg drei Attribute, auf denen Antisemitismus basiere: Geldgier, Gerissenheit und Macht.

Das Vorurteil der jüdischen Geldgier finde seinen Ursprung in der Geschichte. Dabei gehe es laut Lipstadt darum, dass Juden in diesem Narrativ nicht auf „moralischem“ Weg an ihr Reichtum gekommen seien, sondern durch Raffgier und Skrupellosigkeit. Auch heute sei dies ein Klischee, welches viele, meist sogar unterbewusst, mit dem Judentum verbinden.

Der Stereotyp der Gerissenheit ist ebenso weit verbreitet. Den Juden wird List und Bösartigkeit unterstellt – sie seien dazu in der Lage, jede andere gesellschaftliche Gruppe zu manipulieren. Hier findet auch die rechte Verschwörungstheorie der jüdischen Weltherrschaft ihren Ursprung.

Die angebliche Macht der Juden zeige sich darin, dass es diese vermeintliche „jüdische Verschwörung“ trotz ihrer vergleichsweise kleinen Zahl schaffe, ihre Ziele global durchzusetzen. Der Jude wird hier laut Lipstadt mit dem Teufel gleichgesetzt, er sei die Ursache alles Bösen.

Solche Stereotype führen laut Lipstadt zu Gewalttaten, wie in Halle. Es muss aber nicht immer auf die Extreme hinauslaufen, vielerorts findet Antisemitismus hinter verschlossenen Türen statt. „Es beginnt immer mit Worten,“ betont Lipstadt, sie spricht von „Dinner-Party-Antisemiten“. So harmlos wie diese vielleicht scheinen mögen, machen sie ganz nebenbei, etwa durch unbedachte Kommentare beim Abendessen, Antisemitismus salonfähig. Auch „Kochlöffel Antisemiten“, abgeleitet aus der englischen Phrase „to stir the pot“ (zu Deutsch etwa „Öl ins Feuer gießen“), sind nicht gewalttätig gegenüber Juden, verleiten aber bewusst andere zu Gewalttaten, indem sie deren Antisemitismus bestätigen. Dabei handelt es sich zum Beispiel um Politiker, die unterschwellig antisemitische Botschaften verbreiten.

Laut Rabbiner Pawelczyk-Kissin geht Antisemitismus – abgesehen von Stereotypen – oft mit sogenannter „Israelkritik“ einher. Hier wird häufig, wie auch bei der Attacke in Freiburg, das Judentum mit dem Staat Israel gleichgesetzt. David erklärt hierzu: „Man hört häufig solche Sachen wie ‚Eigentlich mag ich ja die Juden, aber Israel sehe ich schon kritisch.’ Zum einen frage ich mich, wer die Juden sein sollen – wir sind ja nicht alle gleich. Abgesehen davon sehe ich die israelische Politik selbst häufig kritisch. Judentum und die israelische Regierung sind aber doch zwei verschiedene Dinge.“

> Man muss Antisemitismus von Beginn an ernstnehmen

Auch Lipstadt sieht Probleme in der Israelkritik: Oft sagen Menschen ihr, sie würden den Staat aufgrund seiner Gründungsgeschichte nicht unterstützen. Allerdings, betont Lipstadt, sehe sie niemanden, der aus den gleichen Gründen die USA boykottiert. Den Ursprung für die Kritik sieht Pawelczyk-Kissin bei einer unverhältnismäßig kritischen Betrachtung Israels in den Medien: „Das Problem ist nicht, wie man zur Politik der jeweiligen israelischen Regierung steht, die darf man ja durchaus auch kritisieren…aber Israelkritik, das Wort an sich – es gibt ja keine Frankreichkritik oder Brasilienkritik und auch nicht Syrienkritik.“ Für den Rabbiner ist klar: „Da steckt schon etwas drinnen, in diesem Wort: Dass man der Meinung ist, da ist grundsätzlich etwas faul an diesem ganzen Israelding. Das heißt also, an sich hat der Staat Israel doch keine Existenzberechtigung.“ Diese verzerrte mediale Darstellung sieht der Rabbiner als Nährboden für Antisemitismus. Die Kritik der Regierung werde zum Hass des Landes, der Hass des Landes schließlich zur Verachtung des jüdischen Individuums.

Was aber lässt sich gegen Antisemitismus tun? Laut Pawelczyk-Kissin liegt die Verantwortung neben den Medien vor allem beim Staat. Für ihn ist die Schulung von Lehrern die einzige Möglichkeit, um Antisemitismus bereits in den Ursprüngen einzudämmen. „Sonst tut sich nichts. Das Bewusstsein zu schärfen für Antisemitismus, das ist der erste Schritt.“ Auch Elias sieht Handlungsbedarf beim Staat: „Ich finde, dass zuallererst der Staat irgendwie zeigen muss, dass diese Dinge und Gefahren verurteilt werden. Lange wurden ja zum Beispiel Beleidigungen nicht juristisch verfolgt. Viele Menschen trauen sich dann halt einfach nicht mehr, zur Polizei zu gehen.“

Und was kann man als Einzelperson tun? Für die Historikerin Lipstadt ist es wichtig, Antisemitismus von Beginn an ernst zu nehmen. „Es beginnt immer mit Worten“, sagt sie, weshalb man Antisemiten im eigenen Umfeld zur Rechenschaft ziehen und auch selbst daran arbeiten müsse, Antisemitismus in der Gesellschaft zu bekämpfen.

Auch für Elias besteht bei jedem einzelnen Handlungsbedarf. Er betont, wie viel ihm die Unterstützung nach der Attacke bedeutet habe, war aber von den schweigenden Zeugen, die ihm in seiner Not nicht halfen, zutiefst schockiert. „Ich finde, es ist wichtig, dass die Gesellschaft reagiert. Es geht einfach darum, zum einen klarzumachen, dass der Angegriffene nicht allein ist und zum anderen, dass die Handlung des Täters verurteilt wird. Wenn man schweigt, zeigt man, dass es einem eigentlich egal ist.“

**Namen von der Redaktion geändert*

Natascha Koch (18) und Joel Pollatschek (22)



waren von den Erfahrungen ihrer Interviewpartner zutiefst betroffen

Wohnheim selbst gemacht

Das Collegium Academicum ist eine Projektgruppe, die ehrenamtlich ein selbstverwaltetes und nachhaltiges Wohnheim aufbaut. Mehr als 200 junge Menschen sollen darin Platz finden

Andere Studierende engagieren sich in Hochschulgruppen – sie bauen ein Wohnheim. Sie verwirklichen damit ihre Utopie von einem nachhaltigen, selbstverwalteten Wohnen, statt sich mit dem überlaufenen Wohnungsmarkt in Heidelberg abzufinden. Wir sprachen mit Klara und Claus über die aktuellen Entwicklungen auf dem Gelände des ehemaligen US-Krankenhaus.

Wie habt Ihr euch damals in der Konstellation zusammengefunden?

Klara: Das Projekt ist im Winter 2012/13 aus einer Hausgemeinschaft entstanden. Nachdem klar war, dass die Amerikaner von den Flächen abziehen und große Flächen frei werden, kam die Idee auf, ein selbstverwaltetes Wohnheim neu aufzubauen und von den Grundideen her daran anzuschließen, was es bis 1978 schonmal in Heidelberg gab.

Welche Hürden hattet ihr auf eurem Weg und wie habt ihr sie überwunden?

Klara: Dass die Projektgruppe am Anfang noch nicht ganz ernst genommen wurde. Das hat jetzt eine Weile gedauert und geschah mit sehr viel Nachdruck und Dranbleiben, um dem Gemeinderat und der Stadt klarzumachen: Das ist eine ernstzunehmende Idee und es sind Leute dahinter, die das wirklich umsetzen wollen. Die Flächenfindung und die Finanzierung des Projekts waren auch Themen, die uns lange beschäftigt haben.

Wo war der Punkt, an dem ihr gemerkt habt: „Okay, jetzt wird es ernst“?

Klara: Die Baugenehmigung gab es schon 2017, Direktkredite wurden sogar noch früher schon gesammelt, das heißt ab 2016 war es wirklich klar: Wir kommen auf diese Fläche, wir fangen jetzt an, die Pläne wirklich auszuarbeiten. Aber so richtig realisieren kann man die jahrelange Arbeit wohl erst so richtig, wenn es losgeht, und da tragen die Bagger, die man gerade auf der Fläche bewundern kann, ihren Teil dazu bei.



Foto: xmi

Klara und Claus vor der Baustelle des neuen Wohnheims

Was unterscheidet euer Wohnheim von anderen Wohnheimen?

Claus: Es ist selbstverwaltet, also werden die Leute, die dort wohnen, wirklich über alles selbst entscheiden.

Klara: Das Wohnheim soll bezahlbaren Wohnraum sowie Freiräume bieten. Wir planen eine große Aula, ein Orientierungsjahr im Altbau, in dem das Bildungsangebot von den Bewohner*innen selbst gestaltet wird, einen Dachgarten und ein selbstverwaltetes Café. Wir wollen eine sehr diverse Mitbewohner*innenschaft fördern und werden ein Wohnheim für Studierende, Auszubildende und Promovierende sein.

Wie wird das Gebäude konstruiert?

Klara: Wir machen einen vierstöckigen Neubau an die Stelle, wo bisher das ehemalige Krankenhaus stand. Dafür wird im Anschluss an den aktuellen Abriss der Baugrund erstmal vorbereitet und ein Fundament gegossen. Der Holzbau darüber wird dann in einer Holzskelettbauweise mit vorgefertigten Wandelementen erstellt, in der Primärkonstruktion werden keine metallischen Verbindungsmittel genutzt, wodurch der ganze Bau wunderbar recyclierbar sein wird.

Seid ihr technische Expertinnen und Experten im Bauvorhaben?

Claus: So weit wir Autodidakt*innen Expert*innen sein können – wir haben über die Jahre viele Erfahrungen gesammelt. Keine Person aus unserer Gruppe ist aus der Baubranche. Dafür haben wir Architekt*innen und Fachplaner*innen beauftragt. Partizipative Architektur, so nennt sich dieser Prozess, in dem die spätere Nutzer*innengruppe in die Planungen intensiv mit einbezogen wird.

Klara: Wir haben in unserem Finanzierungskonzept auch einen Teil, den wir als Eigenleistung erbringen. Das machen wir einerseits, um Kosten zu sparen, andererseits, weil wir uns als ein Bildungsprojekt verstehen. Dazu gehört neben dem theoretischen Lernen auch das praktische Lernen, und durch die Eigenleistungen stellen wir einen unmittelbaren Bezug zu den Möbeln und dem Gebäude her.

Habt Ihr schon Vorstellungen, wie viel die Zimmer kosten sollen und wer einziehen darf?

Claus: Am Anfang sollen die Zimmer ungefähr 300 Euro kosten. Von den Mieten werden erstmal der Bankkredit und danach die Direktkredite abbezahlt. Danach können die Mieten auch wieder runter gehen. Beim Auswählen der Bewohner*innen werden die, die sich in der Planung oder Organisation einbringen wollen, auf jeden Fall schon mal einziehen können. Langfristig wird es in der Selbstverwaltung ein Gremium aus Bewohner*innen geben – insgesamt geht unser Konzept hierzu von einer Aushandlung zwischen Autonomie der einzelnen WGs und zentralen Strukturen aus.

Wie sieht euer Zeitplan momentan aus, wie sieht das nächste Jahr aus?

Klara: Als Baustart ist der Anfang des nächsten Jahres geplant. Dann gehen wir von einer Bauzeit von 18 Monaten aus. Dementsprechend wird es dann 2021, bis die Ersten einziehen können.

Das Gespräch führte Xenia Miller

Die Projektgruppe trifft sich immer mittwochs um 18 Uhr in der Sandgasse 7. Hier findet Ihr die Website:

Nachhaltig oder Nestlé?

Kaum jemand weiß, woher das Mensaessen kommt. Das Studierendenwerk hält sich zur Herkunft der Lebensmittel teilweise bedeckt. Eine Spurensuche



Foto: Philip Hiller

Heidelberger Mensen – trügt der schöne Schein?

Mensen sind die gastronomische Wirbelsäule des Studierendenlebens. Das Angebot ist hierbei in den letzten Jahren deutlich gestiegen. Veganer, Vegetarier, Fleischesser und Kaffeetanten werden gleichermaßen fündig. Die Frage ist dabei nur: Woher kommen die Lebensmittel?

Spricht man mit Mitarbeitern der Mensen, stellt man fest, dass es ihnen persönlich überlassen bleibt, wie präzise und ehrlich sie am Tresen Auskunft geben. Fragt man beim Studierendenwerk direkt nach, bekommt man lange keine und dann eine sehr ausführliche Auskunft, die sich liest wie der Katalog eines Biohofs.

Fleisch und Wurst kommen aus der hauseigenen Metzgerei. Ein anderer Lieferant ist die Firma Transgourmet, die um traditionelle Herstellung und nachhaltigen Landbau bemüht ist. Jedoch ist das nur einer der Lieferanten, über die restlichen Partner und ihre Standards liegen keine Informationen vor.

Der verarbeitete Fisch ist größtenteils MSC-zertifiziert und, wenn möglich, aus der Region. Obst und Gemüse stammen zu weiten Teilen von den Bauern im Handschuhsheimer Feld und werden biologisch angebaut. Das Brot wird von der Bäckerei Riegler bezogen. Backwaren werden nach Angaben des Studierendenwerks unter anderem vom Mannheimer Start-Up Love Me Cakes bereitgestellt. Gegen Lebensmittelverschwendung wird mit Bananenbrot aus ästhetisch mangelhaften Bananen vorgegangen. Der regionale und biologische Beitrag wird also erfüllt. Man bekommt den Eindruck, dass die Mensen um nachhaltige Produkte bemüht sind. Aber wer verbirgt sich hinter dem besagten „unter anderem”?

Eine Mitarbeiterin des Studierendenwerks gibt Einblicke in die Situation in weiteren gastronomischen Einrichtungen. Die Kuchen in den Mensen und Cafés sind von Schöller, einer Tochterfirma von Nestlé. Sie werden tiefgefroren geliefert und dann lediglich aufgetaut. Auch das Speiseeis, das verkauft wird, ist fast ausschließlich von Nestlé. Der Schweizer Lebensmittelkonzern steht seit Jahrzehnten in der Kritik aufgrund von finanzieller und körperlicher Ausbeutung, Kinderarbeit, Menschenhandel, Privatisierung von Trinkwasser, überflüssiger Tierversuche und illegaler Preisabsprachen. Die Liste der Vorwürfe ist schier endlos und hat Nestlé den Negativpreis „Black Planet Award“ eingebracht. Im Rahmen der Proteste der Studierendenwerksangestellten im Jahr 2018 wurde der Verkauf dieser Produkte bereits kritisiert.

Neben der Herkunft der Lebensmittel ist auch die Bepreisung der Gerichte undurchsichtig. Fleisch ist in der Herstellung und im Ankauf deutlich teurer als pflanzliche Produkte für vegetarische und vegane Speisen. Der Verbraucher zahlt aber für beide Gerichte gleich viel. Das Studierendenwerk wirft ein, dass die verwendeten Fleischalternativen aufgrund ihrer Hochwertigkeit und der geringen Produktionsmengen teurer im Einkauf seien als Fleisch. Jedoch erfasst das nicht die ganze Lage. Viele der vegetarischen Gerichte sind mit Hülsenfrüchten oder Getreidesorten zubereitet und auch Gemüse ist deutlich günstiger im Einkauf. Mit Ausnahme von Fleischersatz sind vegetarische und vegane Gerichte in der Herstellung immer günstiger als Fleischgerichte.

Die Mensa der Universität München hat die Fairnessfrage gelöst: Rein vegane Gerichte vom Buffet kosten 33 Cent pro 100 Gramm, vegetarische Gerichte 75 Cent, und für fleischhaltige wird ein zusätzlicher Festpreis erhoben, der für Studierende bei 50 Cent liegt. **(svj, las)**

ANZEIGE



Kommentar

von Annika Beckers

Bei einem sind sich Heidelberger Studierende einig: Nichts geht über den heiligen Marstall. Ob Buffet, Kaffee oder Kuchen – alles schmeckt, ist günstig und man genießt es in schöner Atmosphäre.

Aber das Mensa-System lässt sich anzweifeln. Obwohl eine große Auswahl an vegetarischen und veganen Gerichten zur Verfügung steht, werden diese nicht getrennt von den Fleischgerichten zubereitet und am Buffet präsentiert. Hinzu kommt, dass die Buffet-Preise unabhängig vom Inhalt anhand ihres Gewichts errechnet werden. Dies führt dazu, dass omnivore Konsumenten mit einem Schnitzel und dadurch kleiner Beilage deutlich weniger zahlen als Veganer, welche statt zum Salat doch lieber zur „schweren“ Gemüsepfanne greifen. Doch schauen wir unseren wachsenden Fußabdruck und die mehrfach verschobenen Klimaziele an, sollte schnell klar werden, dass dies nicht so weiter gehen kann. Omnivore Menschen sollten durch höhere Fleischpreise dazu ermutigt werden, Veggiegerichte zu testen. Zudem sollten wir uns dafür einsetzen, dass das Klimaessen möglichst CO_2-neutral wird und mehr nachhaltig angebaute Zutaten genutzt werden. In Berlin gibt es sogar komplett vegetarische und selbst vegane Mensen, die mit ihrem Konzept Mensch, Tier und Umwelt etwas Gutes tun.

Vielleicht denken wir bei unserem nächsten Marstallbesuch alle zweimal darüber nach, ob wir uns das Schweinefilet oder doch lieber die Gemüsepfanne nach der Vorlesung gönnen – denn durch eine wachsende Nachfrage können auch wir in Heidelberg etwas bewegen.

Der Preis des Examens

Viele Jurastudierende leiden unter Depressionen, wenn das Staatsexamen näher rückt. Wie viel Schuld trägt das Klima am juristischen Seminar? Ein Jurist klagt an

Die Vorbereitung auf die erste juristische Prüfung (von Studierenden auch ehrfurchtsvoll-zärtlich „das Examen“ genannt) ist eine stressige Angelegenheit. Viele haben während der Vorbereitung auf die alles entscheidende Prüfung mit Angstzuständen und Depressionen zu kämpfen.

Das war nicht von Anfang an allen klar. Jura sei „einfach“, schrieb 2014 Thomas Fischer, damals Bundesrichter und Zeit-Kolumnist im Nebenberuf, und löste prompt einen Shitstorm aus. Zuletzt läuteten die Alarmglocken aber selbst im Elfenbeinturm der juristischen Lehre. In Heidelberg ist dieser Turm zwar nicht aus Elfenbein, sondern eher asbestverseucht. Hier sind die Examenskandidaten aber auch besonders gestresst.

Die Fakultät fackelte nicht lange und handelte: Die Villa HeidelPräp! wurde eingerichtet. Examenskandidaten können sich dort für einen Arbeitsplatz bewerben, an dem sie sich zwei Semester lang zusammen mit Gleichgesinnten auf das Examen vorbereiten. Dazu gab die Fakultät eine Studie in Auftrag, die ermitteln sollte, ob die Maßnahme fruchtet.

Die Ergebnisse können seit kurzem auf einem Plakat im juristischen Seminar eingesehen werden. Sie überraschen kaum: Kandidaten werden immer gestresster, je näher der Examenstermin rückt – wer jemals mit einem Examenskandidaten zu tun hatte, kommt zwangslos zum selben Resultat. Auch sind Kandidaten, die einen Arbeitsplatz in der Villa ergattern konnten, weniger gestresst als Kollegen, die sich mit anderen um Lernplätze balgen müssen.

Die Studie schlussfolgert, eine Examensvilla sei eine strukturelle Ressource. Strukturelle Ressourcen bei der Bekämpfung von Stress und seelischen Krankheiten sind Einflüsse, die aus dem Umfeld der Betroffenen kommen.



Foto: nni

Steigender Druck setzt Juristen zu

Der Fokus auf strukturelle Ressourcen heißt, Ursachen für Stress und Depression nicht mehr – wie bisher geschehen – nur bei den Kandidaten selbst zu suchen, sondern auch in deren Umfeld und Lernbedingungen.

Das ist ein guter Anfang. Die Examensvilla geht aber nicht weit genug – und setzt zu spät an.

Warum nicht weit genug? Sie hilft nur Studierenden, die einen Platz bekommen. Die Platzvergabe erfolgt nicht notenabhängig, aber die Kapazitäten sind begrenzt. Die Villa kann nicht allen helfen, die Hilfe bräuchten. Besser ist das „Projekt Selbstregulation“, das allen Studierenden offensteht. Es zeigt Wege auf, mit Examensstress umzugehen und trägt so hoffentlich zur Entstigmatisierung bei („Kann ich noch verbeamtet werden, wenn ich in Therapie war?“). Blöd nur, dass das dann nicht im Vorlesungsverzeichnis der Fakultät zu finden ist. Ist aber auch weniger glamourös als eine Examensvilla.

Warum kommt die Villa zu spät? Weil Jura nicht einfach ist, man dem eingangs erwähnten Thomas Fischer aber Recht geben muss, wenn er sagt, dass viele Schwierigkeiten, denen angehende Juristen im Studium begegnen, nicht mit Komplexität oder Umfang der Materie zu tun haben. Bei den Juristen gibt es einen menschengemachten Klimawandel eigener Art: Es wird eine Umgebung erzeugt, die Studierenden unnötige Angst vor ihrem eigenen Studium macht - auch durch Mitglieder der Fakultät.

„Schaut euch die Leute rechts und links von euch an, nächstes Semester sind die nicht mehr da!“ Dieser Klassiker wird häufig von Lehrpersonal zu Studienbeginn serviert.

Unabhängig davon, dass er unwahr ist (sonst müsste ja der gesamte Studiengang abbrechen), versetzt dieser Spruch, häufig garniert mit übertriebenen Aussagen über das Examen („Ja, da müsst ihr mindestens 35 Seiten schreiben.“) schon Erstsemester in eine Atmosphäre, die von Examensangst und dauernden Selbstzweifeln geprägt ist. Das ist unnötig – der Verfasser hat das Examen bestanden, ohne auch nur einmal an den 30 Klausurseiten zu kratzen.

„Jura kann man, oder man kann es halt nicht!“ Eine Meinung, die in Heidelberg von einigen Professoren vertreten und immer wieder zum Besten gegeben wird. Auch das stimmt nicht – Übung und Glück mit den (Examens-)klausuren sind von größerer Bedeutung. Dafür haben Erstsemester nun schon von Anfang an Angst, weil sie glauben, an ihren ersten Klausurergebnissen bereits ihre Examenschancen ablesen zu können. Auch schön.

Strukturelle Ressourcen sind was Tolles. Sie als Aushängeschild zu nutzen, um die echten Probleme ignorieren zu können, jedoch nicht.

von einem anonymen Juristen

Hochschule bleibt stabil

Besonders beständig: Baustelle Campus Bergheim

Ein großes Problem der Medien in ihrer schnelllebigen Manier ist, dass wir fast nur über Neuigkeiten schreiben, über Veränderungen, über Entdeckungen. Das, was sich nicht verändert, bleibt dabei auf der Strecke. Vor allem die Universität ist und bleibt trotz allem Wandel in Forschung, Lehre und Studium ein Hort der Kontinuität. Und so gibt es an der Universität meistens nicht allzu viel Neues zu berichten, alles bleibt beim Alten.

In unserer neuen Kolumne „... bleibt stabil“ drehen wir diesen Spieß um. Denn hier soll es um all das gehen, was nicht neu ist, was sich nicht verändert und was auch nicht erst entdeckt werden kann, weil es sowieso alle wissen. Pro Ausgabe werden wir ab jetzt einen Fels in der Brandung der Zeitgeschichte vorstellen.



Foto: hst

Die zweitbekannteste Ruine der Stadt

Und was könnte besser geeignet sein, um diese Kolumne feierlich einzuführen, als die ewige Baustelle in Bergheim? An die Beständigkeit dieser Baustelle kommt nicht einmal das Gerüst um das Gebäude der Alten Geschichte im Marstallhof heran. Denn während so manch einer den hässlichen, schwarzen Klotz noch ohne Baugerüst gesehen hat, existiert ein baustellenloser Campus Bergheim nur noch in den Sagen und Legenden der Dozierenden. Der Campus Bergheim ohne Baustelle ist nicht mehr als eine dunkle Erinnerung, denn die Baustelle gibt es schon länger, als die meisten Studierenden an diesem Campus studieren. Ganze Generationen von Studierenden schlossen ihren Bachelor ab, ohne jemals die ehemalige Krehlklinik in ihrer ganzen glorreichen Fleischfarbigkeit zu sehen. Ob die rechte Hälfte des Hauptcampus in Bergheim jemals fertig wird? Äußerst fraglich, denn zuverlässige Quellen berichten, dass dort noch nie ein einziger Bauarbeiter oder gar Bagger gesehen wart.

Ich muss zugeben, dass ich vor Beginn der Recherche zu diesem Artikel im Wintersemester 2016/17 zum letzten Mal in Bergheim war, kurz bevor ich mein Politikwissenschaftsstudium abbrach. Schon damals war halb Bergheim hinter einem Bauzaun verschwunden, und nun, drei Jahre später, steht er also immer noch. Dieser steingewordene Sanierungsstau ist bedrückend und erschreckend zugleich, und doch gibt er einem Hoffnung: Denn solange der Campus Bergheim nicht generalrenoviert ist, bleibt alles beim Alten. Es ist fast so, als würde die Zeit stehenbleiben, der Semesterzähler nicht ticken. Sind es nun sechs, acht oder gar zwölf Semester, die man für den Bachelor braucht? Egal, denn solange Bergheim noch eine Baustelle ist, gibt es keinen Fluss der Zeit.

Und so ist die Baustelle Bergheim unser Fels in der Brandung des Studiums, denn wenn Bergheim nicht fertig wird, wieso sollten wir es werden?

In diesem Sinne: Bleibt stabil!

von Hannah Steckelberg

Hochschule in Kürze

Förderung für Ruperto Carola
Die Universität Heidelberg möchte die Gründungskultur mehr fördern und ausbauen. Mit ihrem Konzept „Heidelberg Entrepreneurship & Innovation Programme“, welches im Exist-Potentiale Wettbewerb erfolgreich war, sollen die Innovationsleistungen der Ruperto Carola verstärkt nutzbar gemacht werden. Im Rahmen dessen erhält sie über einen Zeitraum von vier Jahren Fördergelder in Höhe von rund zwei Millionen Euro. Mit Exist-Potentiale will das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie Gründungsnetzwerke an Hochschulen weiter entwickeln sowie Rahmenbedingungen für innovative und wachstumsstarke Start-ups aus der Wissenschaft schaffen. **(stw)**

Solidarität mit Hongkong
Der Studierendenrat der Universität Heidelberg solidarisiert sich mit den Studierenden der Hongkonger Universitäten. Es wurde ein Positionierungsantrag angenommen, der an die Universität Heidelberg sowie an alle deutschen Universitäten appeliert, künftige Partnerschaften und Austausche mit Universitäten in Hongkong zu überdenken und eventuell auszusetzen, falls die Sicherheit der lokalen und internationalen Studierenden vor Ort nicht gewährleistet werden kann. Zugleich verurteilt der Studierendenrat die Angriffe auf die dortigen Universitäten und die dadurch bedingten Einschränkungen und Einschnitte in das universitären Leben. **(stw)**

Stadt, Land, Flucht

Das Sozialministerium will mehr Mediziner aufs Land locken. Finanzielle Förderung soll den ländlichen Ärztemangel lindern

Seit Jahren geht der Trend in Deutschland gen Stadt. Vor allem junge Leute und damit künftige Berufseinsteiger kehren ländlichen Gegenden vermehrt den Rücken zu, um ihre Karriere im Städtischen zu beginnen. Zurück bleibt die ältere Bevölkerung und mit ihr ein demographisches Ungleichgewicht, was zu Versorgungsengpässen führt. Vor allem im medizinischen Sektor mangelt es an Nachwuchs, speziell im hausärztlichen Bereich. Folge ist ein ruraler Ärztemangel, der durch die altersbedingt erhöhte Nachfrage besonders ins Gewicht fällt.



Foto: nni

Die Provinz – bisher nicht sehr beliebt unter Akademikern

So haben es sich Sozialministerium und Kassenärztliche Vereinigung (KV) zur Aufgabe gemacht, dieser Entwicklung in Form von Förderungen entgegenzuwirken.

Mit finanzieller Unterstützung soll die Niederlassung auf dem Land attraktiv gemacht werden. Das Werben hierfür beginnt bereits im Studium. So vergütet die KV ein allgemeinmedizinisches Tertial im Praktischen Jahr mit 744 Euro pro Monat und auch Hospitationen und Famulaturen in hausärztlichen Praxen werden finanziell unterstützt. Darüber hinaus bietet das Sozialministerium bundesweit ein Stipendienprogramm für Humanmedizinstudenten ab dem 7. Semester an. Die Förderung besteht aus 300 Euro monatlich über maximal 24 Monate und bei Absolvierung eines Praktikums in einem Förderareal, zusätzlich einmalig 150 Euro für Fahrt- und Übernachtungskosten. Voraussetzung ist die Verpflichtung zur fachärztlichen Weiterbildung in festgelegten Gebieten und anschließende hausärztliche Niederlassung in diesen Regionen für mindestens fünf Jahre. Kommen Stipendiaten dem nicht nach, kann es zur partiellen oder vollständigen Rückforderung der Beträge kommen.

Neben Studierenden stehen approbierte Ärzte im Fokus der Förderung. Bereits in der Facharztausbildung kann eine Unterstützung von monatlich 4800 Euro bei der KV beantragt werden, die neben der Allgemeinmedizin unter anderem auch Kinder-, Frauen-, HNO-Ärzte und ärztliche Psychotherapeuten umfasst. Geht es Richtung Niederlassung bietet die KV in ihrem Programm „Ziel und Zukunft“ in den ausgeschriebenen Fördergebieten bis zu 80000 Euro Zuschuss für die Neugründung oder Übernahme einer Praxis, bis zu 40000 Euro für eine Zweigpraxis, 2000 Euro im Monat pro angestelltem Arzt und weitere Fördergelder für Praxen, die Suchtbehandlungen durchführen. Entsprechende Gebiete können auf der Seite der KV eingesehen werden.

Auch das Sozialministerium hat bereits 2012 ein ähnliches Programm mit Namen „Landärzte“ ins Leben gerufen, was sich laut eigenen Angaben großer Beliebtheit erfreut. Hier unterscheiden sich die Finanzierungspläne nach vollem und partiellem Versorgungsauftrag und nach Gebieten mit akutem und perspektivischem Versorgungsmangel. Dabei handelt es sich um Gemeinden mit weniger als 20000 Einwohnern, die anhand ihrer Einwohner zu Arzt-Relation eingeteilt werden. In ‚akuten‘ Gebieten können Allgemeinmediziner, Kinder- und Jugendärzte und hausärztlich tätige Internisten bis zu 30000 Euro bei vollem und 20000 bei partiellem Auftrag beantragen, in ‚perspektivischen‘ bis zu 20000 beziehungsweise 15000. Vorausgesetzt wird die Aufnahme der vertragsärztlichen Tätigkeit binnen sechs Monaten nach Zulassung.

Dank dieser Maßnahmen darf man hoffen, dass Erfolge nicht lange auf sich warten lassen und der eine oder andere die Reize des Landlebens für sich entdeckt. **(jub)**

Digital versichert

Die Heidelberger Versicherung Getsafe zielt mit einer voll digitalen Versicherung samt eigener App auf Millenials. Ein Porträt des Mit-Gründers Marius Blaesing

Durch einen Zufall lernten sich der Physikstudent Marius Blaesing und Wirtschaftsingenieur Christian Wiens über eine Facebook-Gruppe für Start-up-Interessierte kennen. Zusammen gründeten sie das Start-up Getsafe. Im Gespräch wirkt der Chief Technical Officer (CTO) anders als andere Physikstudenten, seine Sprache ist durchsetzt von Anglizismen, ökonomischen Fachtermini und dem ein oder anderen Buzzword. Marius studierte von 2009 bis 2014 Physik in Heidelberg. Schon während des Studiums interessierte er sich für das Thema Unternehmensgründung. Neben einem Kurs für Entrepreneurship an der Uni absolvierte er Praktika im Bereich Unternehmensberatung. Doch er stellte schnell fest, dass er nicht für andere Unternehmen als Berater tätig sein, sondern selbst gründen möchte.

Getsafe hat eine App entwickelt, mit der man den kompletten Versicherungsvertrag abschließen kann. Auf dem Smartphone können Kunden ihre individuelle Versicherung zusammenstellen und ändern. „Neben der reinen Versicherungsleistung stellt Getsafe den Kunden Zusatzinformationen zu ihrer jeweilen Lebenssituation bereit.



Foto: Getsafe

Marius Blaesing (l.) brach sein Studium ab und gründete eine Firma mit Christian Wiens (r.)

Am Ende vom Tag wollen wir, dass die Leute sicherer leben und sich mehr Dinge im Leben trauen zu machen“, wirbt Marius.

Die niedrigen Preise kommen daher, dass es keine Zwischenmakler gibt wie bei herkömmlichen Versicherungen. Die Nutzer zahlen auch mit ihren Daten, die für Analysen zur Risikobewertung verwendet werden. Ein hohes Risiko kann sich im Preis niederschlagen.

Das Unternehmen hat seinen Sitz in der Bahnstadt. Die Büroräume haben teilweise deckenhohe Fenster und sind im Gebäude des Design Office untergebracht. Aktuell hat Getsafe 70 Mitarbeiter. Die einzelnen Ressorts sind im Großraumbüro zusammengelegt. Das internationale Team hat, wie es sich für die Branche gehört, sehr flache Hierarchien. Frauen sind allerdings nur im mittleren Management zu finden, die Top-Positionen werden von Männern besetzt.

Zum Portfolio gehören private Haftpflichtversicherung, Fahrradschutzversicherung, aber auch speziellere Versicherungen wie beispielsweise eine Drohnenversicherung. Durch die App-basierte Kommunikation fallen Hotline-Anrufe mit langer Warteschleife weg. Im Versicherungsfall kann über die Applikation der Schaden gemeldet werden und innerhalb weniger Tage bekommen die Versicherten ihr Geld zurück.

Mit der ersten Gründungsidee, eine sichere und bessere Cloudspeicher-Variante als Dropbox anzubieten, scheiterte Marius. Dafür ist seine Zweite umso erfolgreicher. Seit der Gründung 2015 hat Getsafe über 80000 Policen verkauft. Der Umsatz liegt dabei im einstelligen Millionenbereich. Besonders beliebt ist die Reisekrankenversicherung. „Das liegt daran, dass es viele Studierende gibt, die ihre erste Reise oder ein Auslandssemester außerhalb der EU machen wollen. Das wird von der gesetzlichen Krankenversicherung nicht gedeckt.“

In der Regel schließen die Kunden eine Versicherung ab und bei Zufriedenheit weitere. Die Zielgruppe sind die sogenannten Millennials: Im Durchschnitt sind die Nutzer 29 Jahre alt, überwiegend männlich und stehen am Anfang ihres Berufslebens.

Bis Jahresende ist der Markteintritt in Großbritannien geplant, kurz darauf soll Österreich folgen. Die Technologie funktioniert also zumindest in der Theorie auch bei einem Umzug ins europäische Ausland. **(jcj)**

Im Koffeinrausch

Was macht es mit einem, wenn man zu viel Koffein konsumiert? Auf Kaffee, Mate und Schwarztee taumelt unsere Autorin zwischen Schlafmangel und Konzentrationsschwierigkeiten

Eigentlich trinke ich nicht viel Kaffee. Gut, wenn ich mich mit Freunden treffe und den Nestlékuchen aus der Mensa esse, gehört der Geeiste schon irgendwie dazu. Und wenn ich zu absolut unmenschlich frühen Uhrzeiten wie 11:15 Uhr ein Seminar habe, trinke ich danach in der Mensa einen Espresso, damit ich in der Bib noch produktiv sein kann.

Aber mein normaler Kaffeekonsum hält sich doch stark in Grenzen: Wenn’s hochkommt, trinke ich in einer Woche vielleicht vier bis fünf Kaffee, ob als Caramel Latte oder als Filterkaffee. Um also sieben Tage überkoffeiniert zu sein, beschließe ich, jeden Tag mindestens zehn Espresso zu trinken. Zehn Espresso am Tag, oder die gleiche Menge Koffein in anderen Formen wie Cappuccino oder Tee bedeutet 300 Milligramm Koffein. Das klingt für die erfahrenen Kaffeejunkies unter euch nicht nach besonders viel, liegt es doch unter der gesundheitlich unbedenklichen Grenze von 400 Milligramm Koffein pro Tag. Für mich ist es trotzdem viel – schließlich muss ich nun an einem Tag so viel Kaffee trinken, wie ich es normal in zwei Wochen tue. Hallelujah.

Am Vorabend des ersten Tages stelle ich meinen Wecker neu, denn um morgens in der Bialettikanne meiner Mitbewohnerin auf dem Herd Kaffee zu kochen, muss ich gute 15 Minuten früher aufstehen. Nach zwei Tassen Mokka habe ich zwei Probleme: Erstens sind meine Hände zu zittrig, um noch einen sicheren Eyeliner zu ziehen, und zweitens muss ich ganz fürchterlich aufs Klo. Es grummelt in meinem Bauch, der Kaffee wirkt. Zum Glück bin ich etwas früher aufgestanden und habe noch genug Zeit, ganz genüsslich auf dem Klo zu gammeln.

Zum Mittagessen um 12 Uhr trinke ich einen Cappuccino, dann um 14 Uhr den ersten Espresso des Tages. Ich kippe ihn so schnell wie möglich runter, denn inzwischen wird mir schon beim Geruch von Kaffee schlecht – also trinke ich den nächsten Kaffee in Form eines Caramel Latte. Ich bin hellwach, ich fühle, wie die Energie durch meine Adern pulsiert, ich könnte einen Marathon laufen. Nur eins kann ich nicht: einen klaren Gedanken fassen. In meinem Kopf dreht es sich, ich bin unkonzentriert und schaffe es nicht, auch nur einen Text für die Uni zu lesen. Resigniert gucke ich ein paar Stunden Netflix. Zum Einschlafen gibt es um elf Uhr einen Liter Schwarztee, um drei Uhr nachts bin ich immer noch hellwach. Als ich doch noch einschlafe, träume ich, dass ich wach im Bett liege und nicht schlafen kann. Wie meta.



Foto: nni

Mutig trinkt unsere Autorin ihre tägliche Dosis koffeinhaltiger Getränke

Am zweiten Tag (zwei Tassen Mokka, doppelter Espresso, Caramel Latte, anderthalb Liter Tee) geht es mir nicht viel besser: Ich vergesse mitten im Satz, was ich eigentlich sagen wollte, verliere immer wieder den Faden und trommle mit den Fingern auf der Tischplatte. Meine Arme und Beine tun weh, mein Kopf auch, mir ist übel. Schon an Tag zwei frage ich mich, ob ich diese Woche durchhalten werde.

Am dritten Tag schaffe ich nur noch anderthalb Tassen Kaffee zum Frühstück, denn vom Geruch wird mir kotzübel. Jeden Schluck Kaffee muss ich mit Wasser runterspülen, damit ich ihn nicht sofort wieder ausspucke. Und so steige ich für den Rest des Tages auf Tee um und kaufe mir im Supermarkt ein paar Flaschen Club Mate, Fritz Mate, Mio Mate – und einen Energydrink, den ersten meines Lebens.

Umso erstaunter bin ich, wie leicht mir der vierte Tag fällt. Mein tägliches Koffein erreiche ich durch Schwarztee und Mate. Ich fühle mich ausgeschlafen und erledige sogar Sachen für die Uni. Weg sind die Gliederschmerzen und die Übelkeit der ersten drei Tage. Es geht langsam aufwärts, die Mischung aus Tee, Energydrink, Mate, Cola und nur einem bisschen Kaffee erweist sich als meine Erlösung. Ich kann Eyeliner malen, mich konzentrieren und sogar schlafen. Wow!

Der sechste und siebte Tag vergehen dank Tee und Mate wie im Flug, mal abgesehen davon, dass ich mindestens zweimal pro Stunde pinkeln muss. Koffein treibt.

Und dann kommt der Absturz: mein erster Tag ohne Koffein. Uni bis 10:45 Uhr, dann Bett. Mein Nachmittagsschläfchen dauert vier Stunden und ich genieße jede Sekunde davon. Ich schlafe besser, als ich es als Baby je getan habe. In den nächsten Tagen werde ich jeden Tag wacher, bis ich mich vier Tage nach meinem letzten Koffeintag wieder frisch wie früher fühle.

Und das post-Koffeinschock und post-Entzug Fazit? Das war’s nicht wert. Sieben Tage lang habe ich mich mit Koffein zugeballert, trank an einem Tag so viel Kaffee wie sonst in zwei Wochen, und bekam davon nur Schlafmangel und Konzentrationsschwierigkeit. Nein danke, nie wieder. **(hst)**

ANZEIGE

Ab 12.19
Karlstor bahnhof

Afrob
Simon Stäblein
Good Knight
Diamond D, Sadat X, AG & Large Pro
Choir Club
Alex Auer & The Detroit Blackbirds
The End of Music
Dave’s Rave
Silvesterparty
Simon & Jan
Bodo Bach
Fatih Çevikkollu
Wurst
Black Pumas

Caram-bolage

Heidelberg-Altstadt
www.karlstorbahnhof.de

Im Namen des Regenbogens

In ihrer Geschichte war die Kirche der Gleichberechtigung eher abgeneigt. Um zu zeigen, dass sich beides vereinen lässt, organisieren Studierende queere Gottesdienste in der Peterskirche

Das Theologische Seminar in der Karlstraße gehört zu den weniger schönen. Es ist ziemlich grau, es mieft ein wenig und auch von außen wirkt es nicht besonders einladend – Ähnliches hat so mancher schon über die Institution Kirche gesagt.

Doch wer an diesem Spätnachmittag durch die frisch renovierten Gänge schlurft, hört aus einem der Büros lautes Lachen. Hier sitzen Lydia und Lili mit einer Tasse Tee in den Händen und erzählen von sich, ihrem Studium und von ihrer Idee, das Ganze etwas bunter zu gestalten. Was einige zu Beginn nicht so ganz verstehen wollten („Ach, ihr wohnt zusammen, wie cool, eine Zweier-WG!"), ist nun spätestens nach dem zweiten von ihnen organisierten Queer-Gottesdienst allen klar: Die Beiden sind ein Paar.



Foto: nni

Jan-Luca Lentz, Hannah Winkler, Lilian Jost und Lydia Weber haben bereits mit der Organisation begonnen.

Am 8. Januar wollen sie gemeinsam mit ihrer kleinen studentischen Gruppe zum dritten Mal unter dem Symbol des Regenbogens einen Gottesdienst in der Peterskirche halten: „Wir haben gemerkt, es gibt kein Angebot und keine Repräsentation. Im Venn-Diagramm von Kirche und Queer-Sein gibt's keine Überschneidung", erklärt Lili die Motivation der Organisatorinnen und Organisatoren.

Die Idee hatten sie auf einer theologischen Exkursion nach Griechenland: „Auf den Spuren von Paulus", dem Apostel, von dem eines der populärsten Bibelzitate gegen Homosexualität stammt: „Desgleichen haben auch die Männer den natürlichen Verkehr mit der Frau verlassen und sind in Begierde zueinander entbrannt und haben Männer mit Männern Schande über sich gebracht."

Pride-Flaggen im Kirchenschiff, ein aufgebrochener Bilderrahmen am Altar, Bohemian Rhapsody auf der Orgel – ansonsten bleibt der Ablauf der protestantischen Liturgie treu. „Man muss keinen untypischen Gottesdienst machen, um etwas Neues zu bringen", meint Lydia. Es gehe um die Aussage in Predigt, Gebet und Fürbitte, nicht um den Umsturz alles Altbekannten. „Du schockst die Leute mit der Botschaft, aber nicht mit der Form", stimmt Lili zu.

Die Zusprache von Seiten der Fakultät ist groß – auch wenn sich bei den Veranstaltungen bisher kaum Lehrende blicken ließen. Was die Gruppe hingegen besonders freut: Kommilitoninnen und Kommilitonen, die sie anders eingeschätzt hatten, besuchten den Gottesdienst, um sich ihr eigenes Bild zu machen. Lehrveranstaltungen zu Queer-Theology und Ähnlichem gibt es in Heidelberg nämlich bislang nicht – und das, obwohl diese Thematik durch die Einführung der Ehe für alle im Jahr 2017 für Pfarrerinnen und Pfarrer nun umso größere Relevanz hat. Konkrete kirchenrechtliche Auswirkungen hatte die Gesetzesänderung für die evangelische Kirche nicht: Die Entscheidung, ob homosexuelle Paare getraut werden oder nicht, obliegt der jeweiligen Landeskirche und dort meist der „Gewissensfreiheit" der einzelnen Pfarrerinnen und Pfarrer.

Was das bedeutet, haben die beiden in einem Heidelberger Gottesdienst am eigenen Leib erfahren müssen: Lydia begleitete die Andacht musikalisch und Lili saß auf der Kirchenbank, als der Pfarrer von der Kanzel herab mit einer Schimpftirade auf die Ehe für alle begann. Auf eine anschließende Konfrontation wollte er sich nicht einlassen – wie soll man mit so etwas umgehen? „Man regt sich auf und macht dann halt das Kontraprogramm", entgegnet Lili.

Mit den Queer-Gottesdiensten hoffen sie, der Welt zeigen zu können: „Das ist kein Schnitt zwischen den beiden Bereichen, es gibt eine Mitte. Kirche und Queer-Sein muss sich nicht ausschließen", so Lydia. Denn Skepsis herrscht nicht allein auf Seiten der Kirche, auch queere Freunde können Lydias und Lilis Entscheidung für die Theologie schwer nachvollziehen. „Total verständlich", meint Lili, wenn man einen Blick auf die Geschichte werfe.

Was den meisten fehle, seien die Berührungspunkte. Weder Lydia noch Lili hätten vor ein paar Jahren gedacht, dass sie einmal auf der Kanzel stehen würden. Während ihrer Arbeit in kirchlichen Einrichtungen im Ausland – Lydia in Costa Rica und Lili in London – fassten beide dann den Entschluss, den Schritt ins Pfarramt zu wagen. Die Bedenken vor dem Studium, dort auf einen „frommen Haufen" zu treffen, stellten sich schnell als unbegründet heraus. „Ich hab' dann schon in der ersten Woche festgestellt, die Gedanken hatten wir alle", erzählt Lili und lacht. Dass die Menschen nicht überall so offen und die Umwelt so divers sein wird, wie im bunten Heidelberg, kann beunruhigen. Oft hören Lili und Lydia deshalb, sie hätten es sich doch leichter machen können mit ihrer Berufswahl, aber für die beiden ist klar: „Wenn man etwas gerne macht, findet man immer einen Weg." **(mac)**

„Es war eine Straftat"

Bis in die 1990er Jahre war Homosexualität eine Straftat, Transidentität wurde tabuisiert. Bis heute stößt die Akzeptanz an ihre Grenzen – Queere Menschen aus zwei Generationen berichten

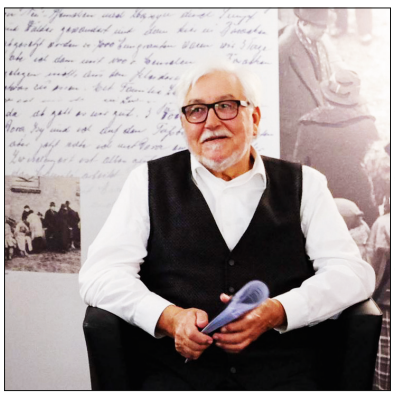


Foto: Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf

Klaus Schirdewahn (72) setzt sich seit Jahren für den offenen Umgang mit Homosexualität ein und unterstützt vor allem ältere Menschen, die in ihrer Jugend wegen ihrer Sexualität unterdrückt wurden.

In den vergangenen Jahren fand eine Welle der Solidarität mit Schwulen und Lesben statt. Das war nicht immer so. Herr Schirdewahn, wie war der gesellschaftliche Umgang mit Homosexualität in ihrer Jugend?

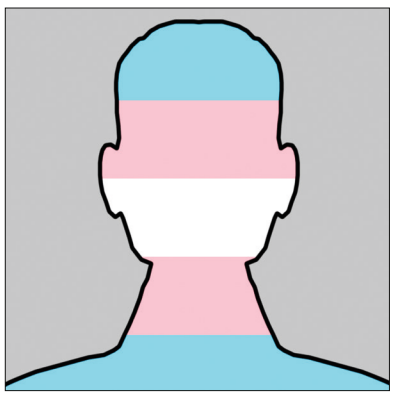
Ich bin 1947 geboren. Damals war gleichgeschlechtliche Liebe illegal. Wenn man sich mit Gleichgesinnten treffen wollte, musste man in bestimmte Kneipen oder Schwimmbäder gehen. Das war aber immer riskant. Wenn man erwischt wurde, drohte einem Gefängnis. Einmal wurde ich zusammen mit einem anderen Mann entdeckt. Man hat mich verhaftet und vor die Wahl gestellt, ob ich ins Gefängnis gehe oder eine „Therapie" mache, die mich wieder „reparieren" sollte. Ich habe mich für die Therapie entschieden – damals dachte ich noch, das wäre die bessere Wahl. Aber als jemand, der aus einer religiösen Familie kommt, begann ich irgendwann selbst zu glauben, dass etwas mit mir nicht stimmt.

Wie waren denn Ihre Erfahrungen in der Ausbildung?

Bei der Arbeit durfte das natürlich niemand wissen. Wäre das rausgekommen, hätte ich meine Stelle verloren. Ich war aber auch eigentlich ganz gut darin, das zu verstecken. Man musste vor den älteren Mitarbeitern dabei genauso auf der Hut sein, wie vor den jüngeren. Manche stellen sich das heute wie eine Einstellung vor, an dem vor allem die konservativen Älteren festgehalten haben, aber es war eine Straftat. Es war völlig egal, wer einen erwischt. Auch Gleichgesinnte zu identifizieren war äußerst schwierig. Wenn man falsch lag, konnte das schwere Konsequenzen haben. Manchmal haben wir Parties veranstaltet, zu denen wir lesbische Paare eingeladen haben, damit es für die Nachbarn nicht so aussah, als wären wir nur Männer. Das waren unsere Anstandsdamen (lacht).

Gibt es etwas, von dem Sie sich wünschen, dass es mehr Leute heute wüssten?

Junge Leute können heute größtenteils frei leben und brauchen sich wegen ihrer Sexualität keine Sorgen zu machen. Zumindest hat es den Anschein. Aber es gibt immer noch Menschen in meinem Alter, die mit sich hadern. Manche von ihnen glauben bis heute, mit ihnen sei etwas verkehrt. Für solche Menschen müssen wir sichere Räume schaffen. **(svj)**



Grafik: nni

*Nimo (21) studiert Biologie und Geografie und engagiert sich im Queerreferat. Im wirklichen Leben heißt der*die Student*in anders, möchte hier aber anonym bleiben.*

Du warst ein Jahr lang Referent*in im Heidelberger Studierendenrat. Was bedeutet politischer Aktivismus für dich?

Ich bin nicht-binär, deswegen liegt mir queerer Aktivismus im Referat und auch im Alltag sehr am Herzen. Wir haben in Heidelberg Glück, weil es hier viele Menschen gibt, die sich engagieren wollen. Es gibt einiges wie den CSD, Dyke March und Lady*Fest in der ganzen Rhein-Neckar Region. Oder zum Beispiel das QueerFestival, das war das erste Festival dieser Art in Deutschland. In Heidelberg! Im kleinen, schönen Heidelberg. Und es wird jedes Jahr größer. Da steckt so viel Arbeit dahinter und eigentlich kann man sich nie zurücklehnen.

Vor ein paar Wochen fanden die Trans*Aktionswochen in Heidelberg und Umgebung statt. Die Veranstaltungen standen unter dem Motto Empowerment – was verstehst du darunter?

Empowerment bedeutet für mich, eine Situation zu nehmen und mit den Gegebenheiten, die es dabei gibt, das Beste daraus zu machen. Wenn mir es möglichst gut geht, habe ich auch Energie eine Situation zum besseren zu wenden.

Was müsste sich ändern?

In Bezug auf die Uni ist eine Eintragsänderung von Namen oder Geschlecht super schwierig. Auch eine vollständige Namens- und Personenstandsänderung ist sehr aufwändig. Man braucht ein Gutachten, das kostet Geld, das akzeptiert die Uni. Aber es gibt auch den Ergänzungsausweis, den akzeptiert die Uni nur manchmal. Generell der Umgang der Krankenkassen ist fürchterlich. Man muss zwangsweise in Therapie gehen, was Trans*-Sein sofort pathologisiert. Je nach „Diagnose", kann man nur bestimmte Dinge erstattet bekommen. Das soll sich 2022 ändern, das ist viel zu spät. Und diese strukturellen Hürden schlagen sich in der Gesellschaft nieder. Trotzdem, man darf sich daran nicht selbst kaputtmachen. Man muss nachhaltig sein mit seinem Aktivismus, sonst brennt man irgendwann aus.

Wie kann man dieser gesellschaftlichen Ignoranz entgegenwirken?

Es gibt ein Defizit, was den Stand des Allgemeinwissens der Bevölkerung angeht. Ich habe oft gesagt, ich bin im Queerreferat und wurde gefragt: „Was ist quer?" Ein paar Grundbegriffe sollte man kennen, ich würde mir wünschen, dass ich nicht immer die Enzyklopädie spielen muss. Eigentlich ist es im Studium schon zu spät, Leuten so ein Grundwissen beizubringen. Da läuft definitiv etwas falsch, aber deshalb leisten wir auch Bildungsarbeit. **(nbi)**

Neues Dezernat für Klimaschutz

Ab Oktober 2020 wird es im Heidelberger Rathaus ein neues Dezernat geben. Wie der Gemeinderat am 21. November beschlossen hat, wird neben Klimaschutz und Umwelt auch der Bereich Verkehr unterkommen. Das neue Klimadezernat soll auch einen neuen Nachtragshaushalt bekommen. Oberbürgermeister Eckart Würzner hatte sich im Vorfeld mit den Gemeinderatsfraktionen von Grünen, CDU und SPD darauf geeinigt.

Daneben gestaltet die Stadt auch andere Abteilungen um. Das bisherige Dezernat für Umwelt, Chancengleichheit und Bürgerdienste unter Leitung des grünen Bürgermeisters Wolfgang Erichson ist künftig für „Kultur, Bürgerservice und Kreativwirtschaft“ zuständig. So fallen künftig unter anderem die Stadtbücherei und das Kurpfälzische Museum in dieses Ressort. Ganz aufgelöst wird das Dezernat Konversion und Finanzen. Seine Ämter entfallen dann auf andere Abteilungen. Das Amt für Liegenschaften und Konversion geht an das Dezernat für Bauen und Planen.

Die Gemeinderatsfraktion der Grünen hat das Vorschlagsrecht für das neue Dezernat Klimaschutz, Umwelt und Mobilität. Wer es leiten wird, steht noch nicht fest. Nach der neuen Aufteilung werden die Grünen als einzige Partei zwei Dezernate leiten. Jürgen Odszuck (CDU) ist für Bauen und Planen zuständig, Joachim Gerner (SPD) für Soziales und Bildung. Oberbürgermeister Eckart Würzner hält es für „selbstverständlich, dass den Grünen als mit Abstand stärkster Fraktion das Vorschlagsrecht“ für das Klimadezernat zukomme. Die Grünen haben bei der Kommunalwahl stark an Stimmen dazugewonnen, seitdem stellen sie die größte Fraktion im Gemeinderat.

„Die Bürgerinnen und Bürger haben bei der Kommunalwahl sehr klare Themenpräferenzen für Klimaschutz und umweltfreundliche Mobilität gesetzt“, so Würzner. „Mit der Neustrukturierung tragen wir diesem Auftrag Rechnung. Wir geben den Bereichen Klimaschutz, Umwelt und Mobilität eine herausragende Position.“ **(lkj)**

Ausgeschenkt

In Weinloch veritas

Inmitten der Unteren scheint die Zeit stillzustehen: Seit 70 Jahren wabern rauchumwölkte Geschichten durch das schummrige Licht im Weinloch



Fotos: nbi

Ein Original unter den Heidelberger Ausgehmöglichkeiten in der Altstadt

Wer den Widrigkeiten des Lebens zu entfliehen versucht, kann im Weinloch eine Zuflucht finden. Beim Öffnen der Tür mit rauchschwangerer warmer Luft, Stimmengemurmel und Gläserklirren empfangen, gilt es nun, einen Tisch in einer der dunklen Ecken der Kneipe zu finden.

Roland, seit Urzeiten dort Barkeeper, ist an den Wochenenden in seinem Lokal zu finden und unterhält sich mit den Stammgästen in ruppiger Herzlichkeit. Man kennt sich. Im Vorbeilaufen haut er einem etwas zusammengesunkenen älteren Mann auf die Schulter: „Und willste ‘ne Schorle, ‘n Bier?“ „Ne, ‘n Aschenbecher!“, entgegnet er kurz angebunden und wendet sich wieder dem Fernseher in der Ecke zu.

Keine Musik, sondern Fußball bildet den Hintergrund der Unterhaltungen an diesem Sonntagabend, an dem es viel zu früh dunkel wurde. Warum also nicht die Gedanken an die nächste Woche mit ein paar Rotweinschorlen auf Abstand halten? Mit einem Preis von 2,50 Euro und einem großzügigen Mischverhältnis von Sprudel und Wein ist dieses Vorhaben absolut erschwinglich.

Einige Gäste sitzen für sich allein, mit einer Schale Erdnüsse, einem Bier und einer Packung Kippen am Tisch.

Andere sind in schweigender Gesellschaft, bis das Geschehen auf dem Fernseher die Emotionen hochkochen lässt und der Raum sich mit Diskussionen über Schiedsrichterentscheidungen, Abseits und Torjubel füllt.

Langsam werden die Geräusche wieder gedämpfter, ab und zu schallen aus dem Kontext gerissene Sätze durch den Raum: „Frauen oder Menschen?“ Die mehrheitlich männliche Gesellschaft lacht in ihre Biergläser. Studierende sind am Wochendene eher weniger im Weinloch zu finden. „Ihr seid doch viel zu jung für den Laden! Und ihr raucht so viel!“, kommentiert ein Gast lachend. Er winkt Roland heran: „Mach mal ein paar Schnäpse für die jungen Leute hier, ja?“

Preisliste

Heidelberger Pils	1,90 €
Hefeweizen	2,90 €
Pfälzer Rotwein (0,25)	4,40 €
Grauburgunder (0.25)	5,00 €
Primitivo Trocken (0.25)	6,20 €
Müller Thurgau Schorle	2,50€
Korn	2,10 €
Melonenschnaps	2,50 €

Altstadt
Untere Straße 19

Öffnungszeiten
Mo-Mi 13.30-1 Uhr
Do 13.30-3 Uhr
Fr-Sa 13.30-4Uhr
So 13.30-24Uhr

An Samstagen allerdings kann man auch unter 40-Jährige antreffen, glücklich noch eine Kneipe mit Plätzen zu finden. Seit 70 Jahren existiert das Lokal, schon immer versammelten sich verschiedenste Menschen von Studierenden bis Arbeitern an seinen Tischen.

Mit seinen dunklen Wänden, wackligen Tischen und schummrigen Lichtern wirkt der Ort wie ein Refugium der Geschichte, einer verklärten Vergangenheit. Auch wer sich wie Charles Bukowski philosophierend über die Gesellschaft auslassen möchte, ist hier am richtigen Platz: „Das Leben ist eine Illusion, hervorgerufen durch Alkoholmangel“, soll der Schriftsteller einmal gesagt haben.

Einzelne Lebensgeschichten steigen in die Luft, vergehen wie Zigarettenrauch und klappen über dem Tisch zusammen – weil zwölf Bier an einem Abend doch zu viel waren. **(nbi)**

ANZEIGE

Wir eröffnen Perspektiven für Studierende und Absolventen.

Angebote des Hochschulteams der Agentur für Arbeit Heidelberg

Das Hochschulteam unterstützt Sie beim Übergang vom Studium in den Beruf. Sie können auch jederzeit individuelle Beratungstermine vereinbaren.

16.07.19 Workshop Assessment Center Training

Themen im Workshop:
- **So werden Sie beobachtet**
- **Tipps zum Verhalten**
- **Die gängigsten Aufgaben in der Praxis**
- **Feedback wie vom "Personaler"**

Agentur für Arbeit Heidelberg, 13:00 Uhr, R633
Bitte per E-Mail anmelden.

17.07.+14.08.19 Bewerbungsunterlagen-Check
Bitte per E-Mail anmelden. Sie bekommen dann einen persönlichen Termin in der Agentur für Arbeit Heidelberg genannt.

Hochschulteam Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69-7, 69115 Heidelberg
Telefon (kostenlos): 0800 4 5555 00
E-Mail:heidelberg.hochschulteam@arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg
bringt weiter.

Mietspiegel steigt weiter

Heidelbergs Wohnungsnot verschärft sich. Der Erste Bürgermeister zweifelt an der Wirksamkeit von Mietendeckeln

Wer in Heidelberg wohnt, zahlt vier Euro pro Quadratmeter mehr als im bundesweiten Durchschnitt. Im neuen Mietspiegel steigen die Nettokaltmieten im Vergleich zur letzten Erhebung noch einmal deutlich stärker an. Die Geldbeutel der Studierenden werden dadurch schlanker.

Die Wohnungssuche in Heidelberg ist kompliziert: Die Heidelberg-Studie von 2018 zeigt, dass vor allem junge Menschen lange und intensiv auf Wohnungssuche sind.

Um auf den hohen Bedarf zu reagieren, formulierte die Stadt Heidelberg 2017 Vorgaben für nachhaltigen Wohnungsbau. Ergebnis des „Handlungsprogramms Wohnen“ ist zum Beispiel die Bahnstadt, wohin laut Wanderungsbericht von 2018 überwiegend junge Menschen ziehen. Zusätzlich sieht das Programm pro Jahr 800 neue Wohnungen für alle Einkommensgruppen vor, so auch für Studierende.

Doch die Mieten steigen nach wie vor, die Gesamtsituation scheint immer noch kompliziert. Jürgen Odszuck ist als Erster Bürgermeister verantwortlich für Bauen und Verkehr. Er sagt: „Die Nachfrage scheint beinahe unerschöpflich, der Markt wird sich kaum entspannen“. Auch die angestrebte Zahl neuer Wohnungen wurde erneut verfehlt. Wirkungslos sei das Programm aber nicht. Man könne nicht wissen, ob die Situation noch schlimmer sei, wenn nichts unternommen worden wäre. Der Kommune sei ab einem gewissen Punkt die Hände gebunden, so Odszuck. Eine baldige Entlastung des Mietmarkts sei trotz des ambitionierten Engagements deshalb nicht zu erwarten.

Das Collegium Academicum will dem entgegenwirken. Auf dem Gelände des ehemaligen US-Hospitals will der Verein ein Studierendenwohnheim aus Holz bauen; mit Dachgarten, Aula und eigenem Café. Das Bundesbauministerium und Kredite finanzieren das Projekt.

> „Die Nachfrage erscheint beinahe unerschöpflich“

Aber kann das die Situation verbessern? Henrik und Klara vom CA denken, dass „Projekte wie unseres zurzeit nur ein kleiner Teil der Lösung sein können.“ Dennoch hoffen sie, dass ihr Wohnheimkonzept einen Wandel anstoße und kein Einzelfall bleibe. „Veränderung braucht Engagement!“, fordern sie. Und das nicht nur von Studenten, sondern auch von der Gesellschaft und der Politik. Sie plädieren für ein besseres Miteinander – auch auf dem Wohnungsmarkt. Der Fokus müsse sich vermehrt auf die Mieter richten und nicht auf die Vermieter.

Eine Position, die den Anstoß zum Mietendeckel in Berlin gegeben hat. Ob das auch eine Idee für Heidelberg wäre? Odszuck reagiert zurückhaltend: „Man muss sich fragen, was man sich konkret von dem Einsatz eines solchen Instruments erwartet.“ Eine echte Verbesserung für Mieter würde nicht zwingend entstehen, deshalb „sollten Erwartungen in solche Maßnahmen nicht von Hoffnung, sondern Realismus geprägt sein“. Der Mietendeckel ist in Deutschland ein neues Instrument. Ob er sein Ziel erreicht, bleibt noch unklar. Gleiches gilt auch für das „Handlungsprogramm Wohnen“ in Heidelberg. **(dgk)**

Die Welt auf einem Teller

Unter dem Motto „make the world a better plate“ bringt ein Heidelberger Verein Menschen aus aller Welt beim Kochen zusammen.

Nach einem guten Essen ist man bereit jedem zu verzeihen, selbst den eigenen Verwandten“, sagte schon Oscar Wilde. Dass Essen Grenzen überwindet, ist der Grundgedanke des Vereins „Über den Tellerrand“. Mit internationalen Kochabenden möchte er für Menschen mit und ohne Migrationshintergrund Begegnungsräume auf Augenhöhe schaffen. Entstanden ist die Idee 2013 in Berlin und ist seitdem auf ein Netzwerk von mehr als 35 Satellitenstädten in Deutschland und weltweit angewachsen – darunter auch Heidelberg.

Als der Verein 2015 in Heidelberg gegründet wurde, suchten circa 1500 Menschen in der Erstaufnahmeeinrichtung im Patrick-Henry-Village Zuflucht. Die gemeinsamen Kochabende sollten den „Neu-Heidelbergern“ die Ankunft erleichtern. Begonnen hat alles in privaten Küchen, in denen nur eine Handvoll Personen Platz fand. „Die Neuankömmlinge huschten anfangs recht schüchtern durch die Türen“, erinnert sich Kira, die von erster Stunde an dabei war. Jedoch fand das Angebot schnell großen Anklang, sodass man in das Gemeindehaus der Friedensgemeinde in Handschuhsheim umzog. Knapp ein Jahr später fand der Verein im Mehrgenerationenhaus in Rohrbach ein neues Zuhause.

„Aus anfänglicher Schüchternheit sind inzwischen enge Freundschaften geworden“, schwärmt Saskia, die Ehrenamtskoordinatorin des Vereins. „Es ist unglaublich schön, die Entwicklung zu verfolgen. Ehemalige Neuankömmlinge haben inzwischen Familien gegründet, in Heidelberg Wurzeln geschlagen und kehren dabei immer wieder zur ‚Tellerrand-Familie‘ zurück.“



Foto: vrm

Die fertigen Speisen des gemeinsamen Kochens

> Die Neuankömmlinge waren anfangs schüchtern

Tatsächlich ist die familiäre Atmosphäre bei den Veranstaltungen sofort spürbar: Unterschiede in Alter, Schicht und Sprache verschwinden beim gemeinsamen Schnippeln für die indischen, gambischen oder afghanischen Abende. Egal, ob man zum ersten oder zehnten Mal, allein oder in einer Gruppe kommt, ob man Mitglied des Vereins ist oder nicht – man fühlt sich sofort willkommen und zugehörig.

Neben länderthematischen Kochabenden möchte „Über den Tellerrand“ auch ein Bewusstsein für aktuelle politische und soziale Probleme schaffen. Bei diesen Veranstaltungen ist der Verein nicht auf Kochabende beschränkt und arbeitet meist mit anderen Gruppen, wie „Chancen gestalten“ zusammen. Im Rahmen der Public Climate School Ende November thematisierte er gemeinsam mit Fridays for Future die Klimakatastrophe als Fluchtursache. „Die Möglichkeiten, eigene Ideen umzusetzen, sind fast unbegrenzt“, erklärt Kira.

> Insgesamt gibt es 35 Städte, die mitmachen

Fluchterfahrung ist hier keine Kategorie, nach der Menschen eingeteilt werden: Es spielt keine Rolle, woher und weshalb die Teilnehmenden nach Heidelberg gekommen sind, da das Kochen selbst im Zentrum steht. Die typische Dynamik von Geben und Nehmen wird umgekehrt, denn es sind die Neuankömmlinge, die Ideen und Rezepte liefern und das Kochen anleiten. Sie geben den Alteingesessenen Einblicke in ihre Kochkulturen und lassen einen Teil, den sie hinter sich gelassen haben, wiederaufleben. Am Ende des Abends sind alle satt und überglücklich von den Abendessen. So werden aus Fremden Freunde. **(vrm)**

Auto: 1, Xenia: 0

Von Xenia Miller

Die Autotür macht mir einen Strich durch die Rechnung. Heute habe ich das Fahrrad genommen, ich hatte es eilig, wollte mich aufs Sofa kuscheln.

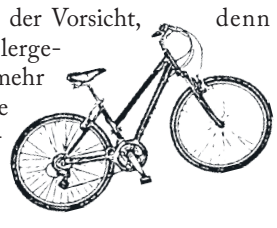
Aber ich stürze. Der Autofahrer steigt aus, entschuldigt sich halbherzig, und rennt weiter zur Arbeit.

Im Straßenverkehr gilt das Recht des Stärkeren. Solange man in Rekordzeit am Ziel ankommt, ist alles egal. Der Kapitalismus fordert seine Opfer, auch im Verkehr.

Im Jahr 2018 sind in Deutschland 3 265 Menschen im Straßenverkehr umgekommen. Wie viele sind davon gestorben, nur weil sich jemand beeilt hat?

Auch ich schäme mich dafür, zu seufzen, wenn die Person vor mir an der Ampel nicht in zwei Nanosekunden losfährt. Und dann ärgere ich mich über die Autofahrer, denen 180 Kilometer pro Stunde auf der Autobahn nicht genug sind. Doch so unterschiedlich ticken wir nicht. Zeit zu verlieren ist für uns alle wohl die größtmögliche Strafe, denn Zeit ist Geld.

Ich weiß nun, wie wenig man dadurch gewinnt, schnell zu fahren, um am Ziel anzukommen. Die wenigen Minuten, die ich durch mein tägliches Fahrradfahren wahrscheinlich gewonnen habe, verliere ich durch meinen Arztbesuch. Obwohl ich mir nichts gebrochen habe, hat sich einiges geändert. Ich hetze mich nicht mehr auf Kosten der Vorsicht, denn mein Wohlergehen wiegt mehr als meine Pünktlichkeit.



Heidelberger Historie

Die Erfindung einer Nation

Eigentlich kam José Rizal 1886 nach Heidelberg, um Augenheilkunde zu studieren. Stattdessen schrieb er ein Buch, das auf den Philippinen eine Revolution gegen die spanische Kolonialmacht auslöste

Als José Rizal im Februar 1886 in Heidelberg ankam, fragte er zunächst nach einer Bierstube, in der Studenten verkehrten. Er wollte sich nach einem guten Professor für Augenmedizin erkundigen. Man schickte ihn also in die „Gülden Bierbrauerei“, wo er auch tatsächlich auf ein paar Studenten traf. Er wunderte sich zwar über die gelben Mützen, wurde aber schnell in ihre Runde aufgenommen. „Da ich kaum Deutsch sprach und vor allem nicht gewöhnt war, es sprechen zu hören, war die Verständigung ziemlich schwierig, wir nahmen schließlich unsere Zuflucht zu Latein und unterhielten uns den halben Abend lang in dieser Sprache“, schrieb er später an einen Freund. So begann Rizals kurzes Studium in Heidelberg. Es sollte nur einige Frühlings- und Sommermonate dauern, aber entscheidenden Einfluss haben auf den Freiheitskampf einer 10 000 Kilometer entfernten pazifischen Inselgruppe: den Philippinen.

José Rizal gehörte zu einer Gruppe von Filipinos, die man in seiner Heimat bald als *ilustrados* – „die Erleuchteten“ – bezeichnen sollte. Er entstammte einer wohlhabenden philippinischen Familie, die es sich leisten konnte, ihren begabten Sohn für ein Medizinstudium nach Madrid zu schicken. Dass die Wahl ausgerechnet auf diese europäische Stadt fiel, lag daran, dass die Philippinen seit über 300 Jahren zum spanischen Kolonialreich gehörten. Anstatt sich jedoch brav in medizinische Fachbücher zu vertiefen, fand sich Rizal in Spanien bald in oppositionellen Kreisen wieder. Er diskutierte mit anderen Landsleuten über liberale und nationale Ideen und kam zu der Erkenntnis, dass das repressive Kolonialregime auf den Philippinen zum Einsturz gebracht werden müsse. Nach einiger Zeit gründeten die Gleichgesinnten eine oppositionelle Zeitung, die sie heimlich auf die Philippinen schmuggelten. Doch als Rizal sein Grundstudium abgeschlossen hatte und auch die spanische Repression drückender wurde, beschloss er, seine Promotion anderswo in Europa zu beginnen.



Bild: National Archives at College Park (Public domain)

Propagandaposter aus den 50er-Jahren

Es verschlug Rizal zunächst nach Paris, wo ihm die Mieten jedoch bald zu teuer wurden. So entschied er sich, nach Heidelberg zu gehen, wo er vom Ruf des berühmten Augenmediziners Otto Becker gehört hatte. Die Mieten waren hier zwar auch nicht viel niedriger, dafür gefiel ihm das Flair der kleinen Studentenstadt umso mehr. Deutsch lerne er in Windeseile, auch weil er regelmäßig in die „Gülden Bierbrauerei“ zurückkehrte. In seiner Wohnung an der heutigen Grabengasse am Universitätsplatz schrieb er aus Verehrung für die Stadt das Gedicht „A Las Flores de Heidelberg“.

Es kam ihm gelegen, dass er auf einem Spaziergang auf dem Philosophenweg den Pfarrer Karl Ulmer kennenlernte, der ihm anbot, als Gast in sein Pfarrhaus nach Wilhelmsfeld nördlich von Ziegelhausen zu ziehen. Die kostenlose Unterkunft machte den langen Weg nach Heidelberg allemal wett. Die Abgeschiedenheit half ihm auch bei der Verwirklichung seines nächsten politischen Projekts: dem Schreiben eines Romans. Er wollte die Öffentlichkeit Spaniens und des Auslands aufrütteln und gleichzeitig das Nationalgefühl der Filipinos erwecken. Ein belletristisches Werk schien ihm dafür besser geeignet als ein politisches Pamphlet. Nun fand er endlich die Zeit, sein in Spanien begonnenes Werk zu vollenden. Der auf Spanisch verfasste Roman „Noli me tangere“ prangerte das korrupte Kolonialsystem der Philippinen und seine enge Verquickung mit den katholischen Priestern und Mönchen an. Nachdem Rizal Heidelberg im Juli 1886 verlassen hatte, konnte er den Roman ein Jahr später in Berlin drucken lassen.

„Noli me tangere“ gilt heute als der große Nationalroman der Philippinen. Er beeinflusste indirekt den Ausbruch der philippinischen Revolution, die die spanische Kolonialherrschaft 1898 beendete. Die US-amerikanische Besatzung, die darauf folgte, dauerte bis 1946. José Rizal – der stets gegen Gewalt gewesen war – erlebte all dies nicht mehr, er wurde 1896 in Manila wegen Anstiftung zur Rebellion hingerichtet. **(goc)**

Den Durchblick verloren

Fast jeder dritte Erwachsene in Deutschland ist kurzsichtig – Tendenz steigend. Aber warum eigentlich?

Kurzsichtigkeit – diesen Begriff würden manche von uns aus der Ferne nicht mehr lesen können. Die Myopie, so der Fachbegriff für Kurzsichtigkeit, kann leicht durch eine Brille oder Kontaktlinsen korrigiert werden. Aber wie kommt es zur Kurzsichtigkeit? Die Ursachen liegen im Augapfel oder in der Augenlinse. Falls der Augapfel zu lang oder die Brechkraft der Hornhaut für die Länge des Auges zu intensiv ist, hat das zur Folge, dass die Netzhaut das Licht bündelt. Dadurch empfangen die Sehsinneszellen der Retina nur noch ein verschwommenes Signal – deshalb sieht man unscharf.

Kurzsichtige haben ein doppelt so hohes Risiko für Krankheiten wie Grauer oder Grüner Star als Menschen ohne Kurzsichtigkeit. Schon eine relativ geringe Sehschwäche von minus eins bis drei Dioptrien vervierfacht das Risiko für Löcher und Ablösungen der Netzhaut.

Die Kurzsichtigkeit ist eine der am weitesten verbreiteten Fehlsichtigkeiten. Laut dem Berufsverband der Augenärzte Deutschlands sind hierzulande etwa 63 Prozent aller erwachsenen Bürger in irgendeiner Form fehlsichtig.

Jeder vierte Deutsche ist kurzsichtig. Und es werden mehr: Laut der Brillenstudie des Instituts für Demoskopie Allensbach trugen 2008 etwa 26 Prozent der 20 bis 29-Jährigen wegen Kurzsichtigkeit eine Brille, 2018 waren es schon 35 Prozent. 1954 waren es nur elf Prozent.

Aber wieso werden manche Menschen kurzsichtig und andere nicht? Die meisten Wissenschaftler sind sich einig, dass die Gründe sowohl in den Genen als auch in der Umwelt zu finden sind. Denn eine genetische Veranlagung zur Kurzsichtigkeit erklärt nicht deren starken Anstieg in den letzten Jahrzehnten.

Gen und Gesellschaft



Bild: jfo

In der Serie *Gen und Gesellschaft* lotet der *ruprecht* die Bedeutung genetischer Entdeckungen für das menschliche Zusammenleben aus. Diesmal gehen wir der Kurzsichtigkeit auf den Grund – und der Frage, warum sie so weit verbreitet ist.



Foto: nni

Dank Brille können auch Kurzsichtige diesen Text lesen

Gründe sind laut der Mehrheit der wissenschaftlichen Studien vor allem fehlendes Tageslicht und intensive Naharbeit – zum Beispiel an Bildschirmen, aber auch auf Papier. Jost Jonas, Professor für Augenheilkunde an der Uniklinik Mannheim, sagt dagegen: „Es ist unklar, ob Naharbeit ein wesentlicher Faktor ist." Wahrscheinlich gebe es keinen Unterschied zwischen Handys und Büchern. Aber auch Jonas ist sich sicher, dass einer der Hauptfaktoren der Myopie der Mangel an Tageslicht ist.

Kinder, die wenig Zeit im Freien verbringen, leiden umso wahrscheinlicher an Kurzsichtigkeit. Es gibt auch einen gewissen Zusammenhang zwischen Kurzsichtigkeit und Intelligenz. Je intelligenter ein Mensch ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass er viel liest, schreibt und lernt. Man weiß aber auch, dass die Korrelation zwischen starken Hirnen und schwachen Augen zu großen Teilen genetische Gründe hat: Es gibt Gene, die sowohl zu hoher Intelligenz als auch zu niedriger Sehleistung führen.

Kurzsichtigkeit tritt meistens nach der Einschulung auf, man spricht auch von Schulmyopie. Dass Erwachsene noch kurzsichtig werden, ist eher unwahrscheinlich, und eine bereits vorhandene Kurzsichtigkeit verschlimmert sich deutlich langsamer als noch im Kindesalter. Je früher eine Kurzsichtigkeit beim Kind einsetzt, desto stärker ist sie. Deshalb müssen Eltern bereits früh präventiv vorgehen: Gerade Schulkinder sollten möglichst viel Zeit draußen verbringen, damit sie bei Tageslicht spielen. Je mehr sie hingegen lesen oder auf Bildschirme gucken, desto wahrscheinlicher ist es, dass ihre Augen dauerhaft darunter leiden.

> Jeder vierte Deutsche ist kurzsichtig

Mit den rasanten Fortschritten der Molekulargenetik in den letzten Jahren haben sich die genetischen Grundlagen der Kurzsichtigkeit ein Stück weit geklärt. Nach einer Suche im Erbgut von mehr als 45 000 Menschen hat das internationale Consortium for Refractive Error and Myopia (CREAM) gleich 24 Kurzsichtigkeitsgene entdeckt.

Das internationale Forscherteam hat das Erbgut von 37 382 Menschen europäischer und 8376 asiatischer Herkunft systematisch durchgemustert. Insgesamt 2,5 Millionen Genvarianten wurden auf ihre mögliche Verbindung zur Kurzsichtigkeit hin untersucht. In dieser Masse hat man dann die 24 Gene gefunden, die mit Kurzsichtigkeit zusammenhängen. Sind diese DNA-Bereiche verändert, hat man ein zehnfach höheres Risiko, kurzsichtig zu werden.

Wie der Augenspezialist Jonas sagt, erklären „alle bekannten Gene wahrscheinlich nur etwa 10 Prozent der Variabilität der Myopie". Man weiß allerdings aus Zwillingsstudien, dass genetische Abweichungen die Hälfte der Unterschiede in Sachen Kurzsichtigkeit erklären. Die Augenheilkunde ist auch derjenige medizinische Bereich, in dem sie die größte Tragweite haben. Viele bedeutsame Genvarianten hat man also einfach noch nicht gefunden. **(vim, hst)**

Ein Preis zum Lachen

Der Ig-Nobelpreis verpasst Wissenschaftlern einen nicht ganz ernst gemeinten Ritterschlag. Meist finden die Preisträger das selbst witzig

Anzug und Hemd, Rednerpult und schlaue Fragen – Veranstaltungen im Rahmen der Wissenschaft wollen vor Allem ernst genommen werden. Eine fällt aber aus der Reihe. Jeden September findet in der Harvard University die Ig-Nobelpreis-Zeremonie statt. Der Name kommt von „ignoble", zu Deutsch: unwürdig. Die Preise werden von tatsächlichen Nobelpreisträgern übergeben, und die Preisträger bringen es zu einem beachtlichen Ruhm. Angesichts ihrer unterhaltsamen Forschungsthemen ist das nur verständlich. So wurde ein Forscherteam aus Deutschland 2016 für die Entdeckung geehrt, dass ein linksseitiger Juckreiz durch rechtsseitiges Kratzen gelindert wird – wenn man dabei in den Spiegel schaut.



Foto: Till Gonser

Man kann keinen Stift zwischen den Zähnen halten und dabei nicht lachen

Die Veranstalter, das Magazin *Annals of Improbable Research*, wollen mit ihrer Arbeit auf Forschung aufmerksam machen, die einen erst zum Lachen, dann zum Nachdenken bringt. Davon gibt es jede Menge: Die Redaktion des Magazins findet jedes Jahr genügend Stoff für sechs Ausgaben. Der *ruprecht* sprach letztes Jahr bereits mit dem Molekularbiologen Russ Hodge, der die Pizza als lebendigen Organismus untersucht. Nur die besten schaffen es schließlich auf die Bühne der Harvard University.

Die demütigend klingende Preisverleihung entpuppt sich als eine selbstironische Veranstaltung voller Humor und Denkanstößen. Laut dem „Ig-Friedenspreisträger" von 2017 hilft Digeridoospielen gegen Schnarchen, und eineiige Zwillinge können sich laut einem europäischen Preisträgerteam auf Fotos kaum voneinander unterscheiden.

Doch die Preise lenken die Aufmerksamkeit nicht nur auf lustige Themen, sie werden auch politisch. So erhielt VW im Rahmen der Dieselaffäre einen Ig-Nobelpreis für die Idee, dafür zu sorgen, dass die Fahrzeuge gerade beim Testen von Abgaswerten weniger Schadstoffe ausstoßen. Allerdings erschien kein Vertreter des Konzerns zur Preisverleihung. Dies ist nicht die Regel: Die meisten Preisträger nehmen trotz des fragwürdigen Anlasses selbstironisch an der Zeremonie teil.

Die Veranstaltung ist genauso „ignoble" wie der Preis. Das Publikum wirft mit Papierfliegern, es werden Sketche gespielt und auch die Dankesreden sind zeitlich streng begrenzt. Wenn ein Preisträger überzieht, stürmt ein kleines Mädchen auf die Bühne und ruft: „Please stop! I'm bored!" Die Stimmung ist zwanglos, und ganz nebenher lernt man Neues. Der Ig-Nobelpreis feiert Kuriositäten, steht aber auch im Dienst der Wissenschaftskommunikstion. Neben allem Klamauk soll er auch das Interesse an den Naturwissenschaften wecken.

Bisher gingen die Preise größtenteils an Amerikaner, nur eine Handvoll deutscher Wissenschaftler wurde hier geehrt. Der diesjährige Preisträger Fritz Strack etwa bewies, dass man mit einem Stift zwischen den Zähnen lächeln muss – und widerlegte dasselbe in einer Folgestudie. **(lhf)**

„Studieren wird stressiger"

Große Studie untersucht Gesundheit der Studierenden

Das Studium an einer deutschen Universität kann mit körperlichen und psychischen Belastungen verbunden sein. In welchem Maße die Heidelberger Studierenden davon betroffen sind, soll eine Studie des Instituts für Sport und Sportwissenschaft (ISSW) klären. Sie ist Teil eines groß angelegten Kooperationsprojekts zwischen der Universität Heidelberg und der Techniker Krankenkasse. Gemeinsam wollen sie ein beispielhaftes Methodenmanual zum studentischen Gesundheitsmanagement an deutschen Hochschulen entwickeln.

> Angebote der Uni finden nur wenig Beachtung

Zu diesem Zweck erfasst das Projekt zunächst in einer Umfrage die körperliche und geistige Gesundheit der Studierenden der Universität Heidelberg. Anschließend sollen aus den Ergebnissen der Studie je nach Bedarf Maßnahmen und Angebote folgen, um den Gesundheitszustand der Studierenden zu verbessern.

Eine Säule des Projekts ist die aktive Beteiligung der Studierenden selbst im Forschungsprozess. So fanden bereits vor der eigentlichen Befragung Explorationsrunden mit Studierenden statt. Außerdem hat sich ein studentischer Beirat konstituiert, der als Sprachrohr für Studierende im Projekt dienen soll.

Das Projektteam umfasst studentische Hilfskräfte, um breite Teilnahme zu gewährleisten. So will man sicherstellen, dass die studentische Perspektive im Vordergrund steht, und die entwickelten Maßnahmen letztlich auch angenommen werden.

In dem Fragebogen der Studie sollen die Studierenden ihren Gesundheitszustand und ihre Bewegungsgewohnheiten einschätzen. Gleichzeitig wird danach gefragt, wie sich das Studium darauf auswirkt. Auch geht es um die familiären Verhältnisse und die zum weiteren sozialen Umfeld.

Bislang haben sich knapp 2000 Studierende entweder online auf der Seite des ISSW oder per Fragebogen an den Fakultäten beteiligt. Die Projektmitarbeiterin Mona Kellner ruft Studierende jedoch dazu auf, sich weiterhin an der Befragung zu beteiligen. Die Studie wird erst 2020 veröffentlicht. Bereits im Vorfeld zeichneten Workshops aber ein eher düsteres Bild: „Der Studienalltag wird immer stressiger, die Studienorganisation ist mitunter ein schwieriges Unterfangen, dazu kommen Leistungs- und Konkurrenzdruck sowie: das Leben", so Kellner. Es werde zunehmend schwieriger, neben dem Studium soziale Kontakte, Nebenjob und Alltagsaufgaben unter einen Hut zu bekommen, erklärt sie. Letztlich bleibe meist wenig Zeit für körperliche Aktivität. Dies decke sich mit den Ergebnissen anderer Studien wie dem University Health Report 2017.

Welche Maßnahmen auf Basis der Studie folgen sollen, werde sich erst nach gründlichen Analysen zeigen. Es wurde klar, dass die Universität schon ein breites Angebot an Beratung und Hilfe bereitstellt. Dies findet bislang jedoch nur wenig Beachtung unter den Betroffenen. Entsprechend gibt es Pläne, den Zugang zu Informationen zu bündeln und zu erleichtern.

Daneben plant das Team in Zusammenarbeit mit dem Hochschulsport ein Programm für Sporteinsteiger, gemeinsam mit Aktionen zu mehr körperlicher Aktivität im Alltag und Sitzunterbrechungen. **(mwo)**

In der Regel schmerzhaft

Sex-Ed: Endometriose macht Alltägliches unerträglich – die Periode, den Stuhlgang, den Sex. Die Betroffenen stoßen mit ihrer Krankheit oft auf Unverständnis

Ach, das ist doch ganz normal", sagen Frauenärzte häufig, wenn sich menstruierende Patientinnen bei ihnen über Regelschmerzen beschweren. Schließlich sind Frauen zu dieser Zeit des Monats ja ohnehin zu wehleidig. Oder?

Vier bis sechs Millionen Frauen in Deutschland sind von starken Regelschmerzen betroffen. Jede zehnte von ihnen leidet unter Endometriose – eine chronische Krankheit, bei der sich Zysten und Entzündungen an den Eierstöcken, dem Darm oder dem Bauchfell ansiedeln.

Der Verlauf der Krankheit ist bei jeder Frau unterschiedlich. Sie tritt bereits mit der Pubertät oder erst mehrere Jahre später auf. Einige Frauen verspüren trotz verstreuter Endometrioseherde kaum Schmerzen. Bei anderen verschwinden die Schmerzen bereits, wenn die Endometrioseherde zum ersten Mal entfernt werden. Bei den meisten ist eine lebenslange Therapie erforderlich.

Wer Endometriose hat, leidet an starken Schmerzen. Die Periode, der Geschlechtsverkehr oder der Gang zur Toilette werden für die Betroffenen meist unerträglich. Ein Kinderwunsch bleibt häufig unerfüllt.

Das ist nicht nur körperlich, sondern auch mental enorm belastend. Laut Tewes Wischmann, Psychotherapeut und Berater für Endometriose an der Universtiätsklinik, liegt dies auch an der Umgebung der Patientinnen. „Typisch für die Erkrankung sind die Gefühle des Nicht-verstanden-Werdens und des Nicht-ernstgenommen-Werdens", erklärt er.

Zumeist leiden die Patientinnen jahrelang unter den Schmerzen, ohne zu wissen, woran es liegt. Kann man seiner Umgebung keinen greifbaren Grund dafür nennen, wieso man denn schon wieder nicht zur Arbeit, Geburtstagsfeier oder zum Sport kommen kann, stößt das oft auf Unverständnis.

Für die Betroffenen macht Endometriose auch das Eingehen einer Beziehung nicht leichter. Wie sagt man einem potenziellen Partner am besten, dass der Sex bei einem starken Schmerzen verursacht? Und vor allem: Wann spricht man das an?

> Wann spricht man am besten an, dass der Sex wehtut?

Eine endgültige Diagnose ist nur durch einen operativen Eingriff möglich, bei dem der Patientin eine Gewebeprobe entnommen wird. Da eine voreilige Operation allerdings weder von Ärzten noch den Patientinnen gewünscht ist, vergehen bis zur Diagnose meist Jahre. Der Eingriff wird so lange hinausgezögert, bis die Schmerzen für die Patientinnen nicht mehr erträglich sind und diese sich schließlich zu einer Operation durchringen.

Werden Endometrioseherde bei Patientinnen entdeckt, bedeutet das Klarheit – darüber, dass ihre Schmerzen eben doch nicht „ganz normal" waren, und darüber, dass es eine Ursache für ihre Leiden gibt. Bis zu dieser Einsicht kann es allerdings dauern: Vom Ausbruch der Krankheit bis zur Diagnose vergehen im Durchschnitt sechs Jahre.

Bei Beata dauerte die Diagnose sogar länger. Als sie mit 15 Jahren das erste Mal ihre Tage bekommt, leidet sie unter extremen Unterleibsschmerzen. Sie kann nicht wirklich glauben, dass das „normal" sein soll. Jahrelang ist der Gang zu Frauenärzten vergeblich. Erst nach 18 Jahren wird sie schließlich an die Endometrioseklinik in Heidelberg überwiesen. Dort erfährt sie, dass sie eben nicht einfach zu wehleidig war, sondern, dass sie an Endometriose erkrankt ist.

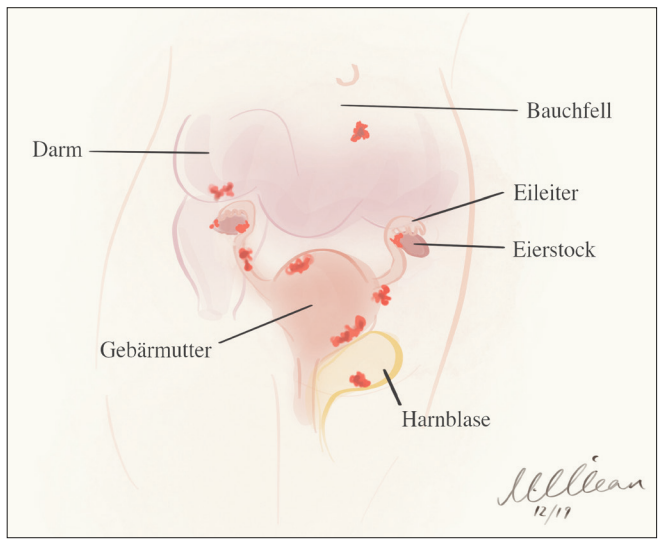


Bild: Milla McLean

Die roten Flecken stellen Endometrioseherde dar

Die Therapie der Krankheit erfolgt grundsätzlich auf mehreren Wegen. Zunächst beseitigt man bereits vorhandene Endometrioseherde, dann führt man eine hormonelle Behandlung und eine Schmerztherapie durch. Ziel der hormonellen Behandlung ist es, den Aufbau der Gebärmutterschleimhaut zu verhindern, sodass diese auch nicht mehr ausgeblutet werden muss. Konkret heißt das: Die Patientinnen sollen ihre Periode nicht mehr bekommen. Dies erreichen sie dadurch, dass sie die Pille ohne Blutungspause nehmen. Dies lindert zumindest die Schmerzen, auch wenn es an der Ursache für die Endometriose nichts ändert. Seit Beata diagnostiziert wurde, nimmt auch sie die Pille. Das hat alles geändert: „Ich habe jetzt ein vollkommen neues Leben", sagt sie.

Wichtig für die Betroffenen ist nicht nur die Linderung der Schmerzen, sondern auch, sich mit Menschen auszutauschen, die das Gleiche durchmachen wie sie selbst. Als Annika vor anderthalb Jahren von ihrer Krankheit erfährt, geht sie für drei Wochen in eine Reha. Dort trifft sie auf andere Frauen, die unter Endometriose leiden. Da sich die Krankheit bei jeder Frau unterschiedlich auswirkt, sind die Erfahrungen nie ganz die gleichen. „Traf man auf eine neue Patientin in der Gruppe, haben wir sie als erstes gefragt: ‚Wie ist deine Endo und wie lange hast du sie schon?'", erinnert sie sich. Gemerkt habe Annika dort, dass die Patientinnen trotz des unterschiedlichen Krankheitsverlaufs etwas verbinde. „Es ist einfacher, mit Menschen zu reden, die eine ähnliche Erfahrung wie du gemacht haben", erklärt sie. „Es gibt dort einfach ein bestimmtes Verständnis, da man viele Dinge nicht erklären muss."

Wie auch Beata und Annika kritisieren viele Patientinnen, dass ihre Frauenärzte trotz jahrelanger Beschwerden nicht erkennen, woran sie erkrankt sind. Sie würden sich nicht ausreichend mit Endometriose auskennen und ihre Patientinnen nicht genügend darüber aufklären.

Allerdings habe sich unter den Frauenärzten bereits einiges gebessert, sagt Ariane Germeyer. Sie leitet die Endometriose-Sprechstunde an der Uniklinik. „Der Kreis an Kollegen, der sensibilisiert ist, wächst durch Fortbildungen auf diesem Gebiet und die mediale Aufmerksamkeit, welche diese Krankheit in den letzten Jahren bekommen hat."

Annika findet es wichtig, dass Frauen, die an den Symptomen einer Endometriose leiden, sich hartnäckig und mit offenen Worten an ihre Frauenärzte wenden. Außerdem könne man sein eigenes Umfeld sensibilisieren, um die Krankheit schneller ausfindig zu machen. **(eli)**

Info

Kontakt zur Selbsthilfegruppe „Endomäuse Heidelberg": endo@basieg.de
Termine für die Endometriosesprechstunde am Uniklinikum können unter 06221 56-7934 vereinbart werden.

Ein Buch, geschrieben, sie alle zu knechten

„Der Herr der Ringe" ist auch Gegenstand musikwissenschaftlicher Forschung. Doch was hinter der Entstehung von Elben- und Zwergenmelodie steckt, ist nicht so leicht zu ergründen

Die Hitze des Schicksalsbergs brennt auf dem Gesicht, trockener Staub legt sich auf die Lunge. Zwei Hobbits kämpfen sich durch die Dunkelheit Mordors, um den Ring Saurons zu vernichten. Sie leiden, und die Zuschauer der Filmszene leiden mit. Dann ertönen die heimeligen Klänge des Auenlandes, und Leichtigkeit und Schönheit füllen die Wüste des Bösen. Die Musik spricht, auch wenn keine Worte fallen.

Es ist eine der musikalischen Lieblingsszenen von Patrick Mertens aus „Der Herr der Ringe". In der Musikwissenschaft leitete der Doktorand ein Filmmusikseminar. „Schwerpunkt in der Sitzung über die ‚Ringe'-Trilogie waren die Leitmotive, die Howard Shore komponiert hat", sagt Mertens. Von Motiven spricht man in der Musik, wenn man eine Melodie, die ein paar Takte lang ist, als Baustein nutzt, variiert und wiederverwendet. „Jedes Volk in Mittelerde hat seine eigenen musikalischen Merkmale. Rohan ist zum Beispiel durch typisch nordische Klänge dargestellt und Isengart durch mechanisches Schlagwerk in Fünferrhythmen." Die musikwissenschaftliche Analyse zeigt impressionistisch anmutende, schwebende Elbenmelodien und ein irisch-englisches Landschaftsidyll der Hobbits im Auenland.


Illustration: jjo

„Mein Schatz" mit einem Blick durch die Forscherbrille

Auch die Verbindung der einzelnen Leitmotive ist spannend. Zum Beispiel ist das Motiv des bösen Herrschers Sauron kompositorisch sehr eng mit dem des Rings verknüpft. Das ist auch sinnvoll, wenn man bedenkt, dass der Ring der Macht allein Sauron gehorcht. So weit, so gut.

Die Schwierigkeit für die Wissenschaft liegt darin, Quellenmaterial zu finden. „Es gibt eine einzige wissenschaftliche Publikation, die in Zusammenarbeit mit Howard Shore, New Line Cinema und Warner Bros erstellt wurde. Das war also strengstens überwacht", so Mertens. Ein kritisches Hinterfragen gestalte sich da schwierig, denn grundsätzlich würden nur Informationen in Umlauf gebracht, die das Unternehmen absegnet. Alles, was über die Betrachtung des Kunstwerks an sich hinausgeht, sei fast unmöglich. „Diese Publikation ist eigentlich ein Werbeprodukt. Manchmal bekommt man Einblick in die Archive in Orlando oder Burbank, aber das auch nur unter Argusaugen." Für sein Seminar besuchte Mertens selbst auch Archive – ein wenig wie Gandalf, der nach Gondor reitet, um dort Aufzeichnungen des Zweiten Zeitalters zu durchsuchen.

Einfacher ist es in der Linguistik und der Literaturwissenschaft. Auf Grundlage von J. R. R. Tolkiens Roman ergründen die Forscher die Sprache der Elben, die Tolkien selbst entwickelt hat, oder den Hobbit unter dem Aspekt des Sympathieträgers. Peter Paul Schnierer vom Anglistischen Seminar könnte sich eine Hausarbeit über die Schurkenfiguren Sauron und Voldemort aus Harry Potter vorstellen.

„Es lohnt sich, an den Hintergrundprozessen dranzubleiben", sagt Musikwissenschaftler Mertens. Die Vermutung liegt nahe, dass die Filmstudios in künftigen Zeiten alle Dokumente offenlegen – wenn das Urheberrecht abgelaufen ist und die Filme keinen Profit mehr abwerfen. „Da kann man dann auch untersuchen, ob Howard Shore wirklich im Alleingang komponiert hat, oder wo New Line Cinema noch Melodien ändern wollte." So lange heißt es aber noch: Ein Buch, sie zu knechten, sie alle zu finden, in den Kommerz zu treiben und ewig zu binden. **(dem)**

ANZEIGE



Feiner Mensch macht Anstalten

Der Kabarettist Claus von Wagner war mit seinem Programm „Theorie der feinen Menschen“ in Heidelberg. Mit dem *ruprecht* sprach er über Demokratieverdrossenheit und den Mauerfall



Foto: Simon Büttner

Kurz aus der Anstalt ausgebrochen: Claus von Wagner

30 Jahre Mauerfall. Was wird in der Aufarbeitung häufig übersehen und worauf macht die neueste Folge von „Die Anstalt“ aufmerksam?

Was meiner Meinung nach übersehen wurde, war die Aufarbeitung an sich... Wir haben deshalb in der Sendung mal ein paar der offenen Fragen gestellt: Warum wurde die Treuhand als zentrale Instanz der Privatisierung des DDR-Volksvermögens von Helmut Kohl nach dem Motto der strukturierten Verantwortungslosigkeit aufgebaut? Warum wurden die eigentlichen Entscheidungsgrundlagen im Leitungsauschuss der Treuhand von Unternehmensberatern wie McKinsey und Roland Berger erarbeitet – also von „Experten“, die politisch niemandem verantwortlich waren? Warum hat man bei der Arbeit der Treuhand bewusst die parlamentarische Steuerung und Kontrolle unterlaufen? Warum hat man mit einer überhasteten Währungsunion die damals sehr jungen Bundesländer schutzlos einer Art „Globalisierung im Schnelldurchlauf“ ausgesetzt? Und kann es sein, dass die unsichtbare Hand des Marktes am Ende doch eher eine Faust ist? Als alter Nebenfach-Historiker finde ich es übrigens begrüßenswert, dass jetzt die Treuhand-Akten aufgearbeitet werden... Allerdings ist es dabei schon bemerkenswert, dass der Forschungsauftrag dazu vom damals noch CDU-geführten Bundesfinanzministerium recht intransparent vergeben worden ist. Wollten da Akteure der CDU die Deutungshoheit über diese Zeit behalten?! Wie sagt man so schön? Hier bestünde Forschungsbedarf…

Kann man die Fehler, die durch und mit der Treuhand begangen wurden, wiedergutmachen?

Tja, wie will man Menschen, deren Biografien bei der rüden und vom „Westen“ dominierten Umstellung auf „die Marktwirtschaft“ entwertet wurden, diesen Teil ihres Lebens zurückgeben?! 98 Prozent der Menschen über 55 etwa wurden damals in den Vorruhestand geschickt – und das aus einer Gemeinschaft heraus, die sich als „Arbeitsgesellschaft“ definiert hat. Und die Berater und oft jungen Manager aus den alten Bundesländern haben oft gar nicht verstanden, dass die Betriebe in der DDR mehr waren als nur „Firmen“, sondern Polikliniken, Kindergärten et cetera – also gesellschaftliche Funktionen übernommen hatten. Das muss man jetzt nicht rosarot sehen, und man sollte auch nicht die SED oder die Stasi schönreden, aber man hätte diese Tatsache bei der Transformation zumindest berücksichtigen müssen. Wir sollten uns endlich von diesem Ja-es-war-vielleicht-hart-aber-es-ging-eben-nicht-besser-Larifari verabschieden und uns bei dem Thema „Wiedervereinigung“ ehrlich machen, anstatt alle Jahre wieder zur Parodie erstarrte Ritualfeiern zum Mauerfall zu begehen. David Hasselhof wird ja auch langsam alt.

Bei der Sendung „Die Anstalt“ gerät man sehr schnell in Rage darüber, was in Deutschland und der Welt so schiefläuft. Wie sehr setzt Ihnen die Aufregung darüber zu?

Mir setzt vor allem zu, dass wir immer wieder entdecken müssen, dass die öffentliche Debatte bei vielen Themen schlecht versorgt ist mit den entscheidenden Grundlagen. Immer wieder stoßen wir auf Fakten, die nur in Diskussion am Rande auftauchen und Spezialisten beschäftigen, es aber einfach nicht in die breite Debatte schaffen. Das macht uns echt zu schaffen. Kabarett war mal das Spiel mit dem Wissenszusammenhang des Zuschauers; jetzt müssen wir oft erst Argumente in die Debatte hieven, um anschließend mit ihnen spielen zu können. Das nimmt echt Platz für Pointen. Und ich mag Pointen! Jetzt wäre eine zum Beispiel ganz gut. Aber: kein Platz mehr!

> „Demokratie ist das, was man draus macht“

Ist Satire das letzte Mittel in einer Zeit, in der man sich machtlos fühlt? Wie sehr sind wir der Politik ausgeliefert?

Es gibt weltweite Themen wie die Klimakrise, oder bundespolitische Themen wie die MAUT… da fühlt man sich tatsächlich machtlos. Also, wenn ich mir tagtäglich anschauen muss, wie ein Verkehrtminister (sic!) Andreas Scheuer bewusst versucht, das Parlament auszutricksen, dann kann die Politikverdrossenheit schon mal fröhlicher Urstände feiern. Auch wenn ich mich als Satiriker an dieser Stelle natürlich für die tollen Steilvorlagen bedanken muss. Aber man ist nicht völlig machtlos.

Gehen Sie mal in Ihrer Stadt in den für Sie zuständigen Bezirksausschuß. Oder in den Ortsverein einer Partei in Ihrer Nähe. Wenn Sie da als engagierter junger Mensch aufschlagen, so schnell können Sie sich gar nicht hinsetzen, da haben sie schon einen Posten. Und das ist vielleicht das offene Geheimnis: Demokratie ist das, was man draus macht. Klingt wie ein Kalenderspruch – ist auch einer. Den Kalender können sie bei mir im Online-Shop für 24,99 Euro erwerben… Scherz. Wir lernen gerade wieder Demokratie. Die gibt es nämlich nicht; solange man sie nicht selbst gestaltet und zwar indem man versucht, gemeinsam Dinge anzupacken; und nicht auf eigene Faust loszieht, um eigene Interessen durchzuboxen. Lassen Sie uns die Politik wieder lebendig machen. Denn Politik ist eben nicht, wie Frau Merkel vor sich hinmurmelt, „das, was möglich ist“. Politik ist das, was man möglich macht! Das ist übrigens der Spruch für Dezember…

Das Gespräch führten Xenia Miller und Svenja Schlicht

„Eine Mischung aus Chor und Karaoke“

Sonst singt man nur unter der Dusche oder im Auto. Der Choir Club im Karlstor bietet die Möglichkeit, ungezwungen in der Gruppe zu singen

In mehreren Reihen stehen sie da, den Blick auf die Leinwand gerichtet. Conor O’Brien steht als Chorleiter mit Mikrofon und Keyboard bewaffnet an ihrer Seite. Ungefähr dreißig Personen kommen einmal im Monat zum Choir Club im Karlstorbahnhof. Er ist ideal für Chorsängerinnen und Chorsänger, die nicht mehr die Zeit für wöchentliche Proben haben. Aber auch Menschen, die sonst nur im Auto oder unter der Dusche singen, einen Ausgleich zum stressigen Alltag suchen oder einfach etwas Neues ausprobieren wollen, sind hier genau richtig. Gemeinsam werden Klassiker der modernen Popmusik einstudiert. Dafür muss man kein geübter Sänger sein.

Nachdem Beamer, Keyboard und Technik stehen und der richtige Text an der Wand zu sehen ist, geht es mit dem ersten Song los. Die Lieder werden nicht einfach von Anfang bis Ende durchgesungen. Abschnittsweise gibt Conor für Textstellen, an denen er eine spezielle Idee hat, oder bei schwereren Passagen gezielte Tipps und Anweisungen. Manche Zeilen gibt er vor, lauter oder leiser zu singen. Manche Zeilen teilt er in der Gruppe auf, sodass ein Part höher und der andere tiefer singt. An vielen Stellen lässt er Freiheiten, die die Möglichkeit erschaffen, die eigene Stimme nach Belieben einzusetzen.



Foto: privat

Conor O‘Brien in seinem Element

Die Abschnitte werden dann wiederholt und verfeinert. Danach wird das Lied vollständig gesungen, und ehe man es sich versieht, singen dreißig sich eigentlich fremde Menschen zusammen „Hit me, baby, one more time“ ganz ohne 90er-Party. Auf diese Weise wurden dieses Mal auch „Basket Case“ von Green Day und das Highlight des Abends „I‘m Gonna Be (500 Miles)“ von The Proclaimers ganz neu einstudiert. Im Anschluss an das Singen kann man sich in einem Buch noch Lieder für die Zukunft wünschen.

Conor weiß dabei genau, was er tut, denn die Musik begleitet ihn auch über seine Freizeit hinaus. Aufgewachsen ist er in einer Künstlerfamilie in Springfield (Illinois) und hat an der Universität in Oklahoma Music Composition studiert. Seit 2014 lebt er in Deutschland, arbeitet in einem Kindergarten als Musiklehrer und ist Teil der Band „Classic Brian“ – und seit kurzem ist er auch Leiter des Choir Clubs. Dabei erhält er Unterstützung seiner Freunde, die ihm beim Aufbau helfen oder das Weiterskippen des Textes übernehmen.

Für Conor ist der Choir Club eine Möglichkeit, frei und ohne Vorgaben Musik zu machen. „Das Schöne ist, dass ich an niemanden gebunden bin. Ich finde, der Choir Club ist eine Mischung aus Chor und Karaoke“. Es ist nicht wichtig, besonders gut singen zu können, Liedtexte auswendig zu lernen oder Noten lesen zu können. Eine Teilnehmerin beschrieb die Veranstaltung sogar als „Singen am Lagerfeuer ohne Feuer“.

Da man in einer Gruppe singt und diese nicht den Anspruch hat, dies perfekt zu tun, muss man keine Angst haben, nicht gut genug zu sein oder Fehler zu machen. Der Spaß steht hierbei klar im Vordergrund. Das erkennt man auch an der angenehmen und lockeren Atmosphäre. Zusätzlich trägt die entspannte und sympathische Art des Chorleiters zu dieser Stimmung bei. Conor lockert das Ganze auf, indem er zum Beispiel über kleine Details seiner Arbeit im Kindergarten spricht.

Zu Glühwein, Spekulatius und Tannengrün findet am 18. Dezember um 20 Uhr die Christmas Edition des Choir Clubs statt. Der bekannte Weihnachtssong „Last Christmas“ steht auch auf dem Programm, wird allerdings erst am Ende gesungen. Falls man also von diesem Song schon genug hat, besteht die Möglichkeit der frühzeitigen Flucht. **(mks)**

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Zeit Geist

Greta wer?
Hier kommen die VSCO-Girls

Zu große Augenbrauen, Mom-Jeans, Choker – irgendwie fehlt einem der große Trend unserer Jugend, eine modische Subkultur, die einem 2040 noch sofort in den Sinn kommt. Unsere Eltern hatten die Exzentrizität der 80er, unsere Großeltern die Hippies in den 60ern. Manch einer wird sich noch an die Basic White Girls erinnern. Doch was bleibt der Generation Z? Dieses Jahr hat es sich herausgestellt: die VSCO-Girls.

Wer sich 2019 auf YouTube, Instagram und insbesondere TikTok rumgeschlagen hat, der konnte den VSCO-Girls nicht entkommen: „sksksksk

Beiträge aus aller Welt

Vier Wahlen in vier Jahren

Rechtspopulismus und Unabhängigkeitsbewegungen spalten Spanien. Unsere Autorin mit spanischen Wurzeln gibt eine Einschätzung zur politischen Krise

In Spanien gewinnt die rechtspopulistische Partei Vox seit einigen Jahren Wähler und einen Platz im öffentlichen Diskurs. Sie existiert seit 2013 und verspricht, denjenigen Spaniern eine Stimme zu geben, die gegen Migration, gegen Freiheitsrechte für Minderheiten und gegen eine offene Gesellschaft sind.

Die Partei hat in einem höchstfragmentierten Spanien verhältnismäßig großen Erfolg und profitiert von dem bislang bipolaren Parteiensystem, das es nicht geschafft hat, Wähler weiter links oder rechts abzuholen und dessen Volksparteien sich über die vergangenen Jahre immer mehr angenähert haben. In den letzten vier Jahren hat Spanien vier Wahlen erlebt. Die Wahlbeteiligung ist gering, das Vertrauen in die Politik auch. Die Gesellschaft ist zutiefst geteilt.

Der Katalonienkonflikt trennt das Land in diejenigen, die sich ein starkes und zentralistisches Spanien wünschen und die, die für die Unabhängigkeit und die Selbstbestimmung der Region sind. Nicht nur Katalonien, sondern auch das Baskenland, ist seit Langem Zentrum von Unabhängigkeitsgesuchen und gesellschaftlichen Gruppen, die sich vom zentralistischen Spanien trennen wollen.

Kurz vor der Wahl kam es dazu, dass Vox in der Stadtversammlung von Madrid einen Gesetzesvorschlag vorlegte, der separatistische Parteien verbieten soll. Außerdem brachte die Partei kurz nach der Wahl im andalusischen Parlament einen Gesetzesentwurf gegen Schwangerschaftsabbrüche ein, der aber abgelehnt wurde. Aber auch andere Konfliktlinien tun sich auf: Jung gegen Alt, Befürworter der Monarchie gegen Befürworter einer Republik, Tradition gegen Fortschritt, Abkapselung gegen eine offene Gesellschaft und Katholizismus gegen Laizismus.



Foto: lhm, xmi

„NO PASARÁN": „Sie werden nicht kommen" – ein Spruch, der in Spanien viele Menschen mobilisiert

All dem liegt auch die Diktatur unter Franco zugrunde, die bis Mitte der 70er Jahre andauerte, die nie aufgearbeitet wurde und mit der bis heute nicht abgeschlossen werden kann. Menschen Mitte 50 im heutigen Spanien sind noch in der Diktatur aufgewachsen, meine Großeltern haben 39 Jahre ihres Lebens unter Franco gelebt. Der Einfluss der damals vermittelten Ideologie, aber auch das Leid unter der Diktatur sind etwas, das sich nicht vergessen lässt. Züge dieser damaligen Ideologie finden sich heute wieder in den Parolen von Vox. Die Partei versucht mit aller Kraft ein längst vergangenes Spanien zurückzuholen. 2019 hat Spanien zwei Mal gewählt: im April und im November. Nach der Wahl im April konnten die linke Partei Unidas Podemos („Gemeinsam können wir") und die Sozialdemokraten der PSOE (Partido Socialista Obrero Español) nach Verhandlungen keine Koalition bilden, weshalb es zu Neuwahlen kam. Zwischen den Wahlergebnissen lässt sich die Verhärtung der Fronten erkennen. Kurz vor der Wahl fand außerdem die Exhumierung der Überreste Francos statt. Der Diktator wurde in einem von Zwangsarbeitern erbauten Mausoleum nahe Madrid begraben und nun exhumiert, da man ihm nicht weiterhin diese „Ehre" erweisen wollte. Das Ereignis wurde von zahlreichen Kameras verfolgt und war tagelang Hauptthema in den Nachrichten. Bei der Exhumierung durften einige Nachfahren Francos dabei sein, außerdem sammelten sich am Ort des Geschehens zahlreiche Zuschauer, die franquistische Fahnen schwenkten und Schilder mit „Franco lebt" hochhielten.

> Der Katalonienkonflikt trennt das Land

> Polizeigewalt bei Demonstrationen

Gleichzeitig stieg im anderen politischen Lager die Angst vor einem Wahlerfolg von Vox. In den sozialen Medien riefen viele junge Linke dazu auf, unbedingt wählen zu gehen und alles zu tun, um einen Wahlerfolg der Rechten zu vermeiden. Dabei tauchte oft der Satz „No pasarán" auf, etwa „Sie werden nicht durchkommen", der schon in Zeiten des Bürgerkriegs verwendet wurde und nun als Leitspruch gegen Vox wiederverwendet wird. Trotzdem war es erschreckend, dass Vox bei der Wiederholung der Parlamentswahl am 10. November einen ungeahnten Erfolg errang. Nach anfänglichen zehn Prozent erreichte sie in der zweiten Wahl fünfzehn Prozent. Von der fünftstärksten Partei ist sie zur drittstärksten aufgestiegen.

Noch am Wahlabend hielt Santiago Abascal, Vorsitzender von Vox, eine Rede und begann sie mit „Viva España" – „Es lebe Spanien". Während der Rede konnte man immer wieder Rufe von „A por ellos" hören, also „Holen wir sie uns". Wer „sie" dabei sind, ist bei dem angreiferischen Kurs der Partei jedem klar.

Auch die Forderung Abascals eines „unerbittlichen Umsetzens" des spanischen Rechts in Katalonien ist zu kritisieren, vor allem wegen der Polizeigewalt bei Auseinandersetzungen mit Demonstrierenden in Katalonien. Zwei Tage nach der Wahl einigten sich PSOE und Unidas Podemos auf eine Koalition der beiden Parteien zur Regierungsbildung.

Für die nächsten Jahre ist zu hoffen, dass die Parteien ihren knappen Sieg als Chance sehen, einen Schritt in Richtung Konfliktlösung zu gehen: Statt Straßenkämpfen Dialoge eingehen und den Menschen die Sicherheit geben, die sie sonst so verzweifelt bei Vox suchen. **(lhm)**

Angst vor Annexion

Aus Sorge vor einer Union zwischen Russland und Weißrussland protestiert die Opposition in Minsk. Der Widerstand bleibt aber überschaubar

Der belarussische Präsident Aljaksandr Lukaschenka betont, dass Belarus „nie geplant hat und nicht plant, Teil eines anderen Staates zu werden." Tatsächlich steckt Lukaschenka seit seiner Wahl vor 25 Jahren in der Falle.

Vor mehr als 20 Jahren haben Russland und Belarus einen Vertrag geschlossen, der eine gemeinsame Währung, ein gemeinsames Parlament und einen gemeinsamen Gerichtshof vorsah Im Gegenzug werden gewisse Privilegien gewährt. So darf Belarus günstig und zollfrei russisches Öl und Gas importieren.

Der Plan wurde abseits der wirtschaftlichen Vorzüge nie realisiert, denn die Beziehungen waren schon immer instabil. Mal stoppte Russland die Öllieferungen, woraufhin Minsk Geld nach Moskau überwies. Mal drohte Belarus, sich an den Westen zu binden, damit Russland wieder Öl liefert. In diesem Jahr fiel dieses Privileg dauerhaft weg. Putins vordergründiges Ziel ist, die Ölpreise an den Weltmarkt anzugleichen. Das will er erreichen, indem er die Exportzölle senkt und die Ölförderung direkt besteuert. Für Belarus bedeutet das nicht nur, dass sich der zollfreie Einkauf von russischem Öl nicht mehr lohnt, sondern auch, dass das Land einen schweren wirtschaftlichen Schaden erleiden wird. Belarus finanziert mit den russischen Subventionen unter Anderem die Sozialleistungen.In Russland verbreiten sich allerdings Gerüchte, dass Putin andere Motive hat: Die russische Verfassung erlaubt Putin nicht, 2024 wieder zu kandidieren. Denn die Verfassung verbietet es, dass eine Person das Präsidentenamt mehr als zwei Amtszeiten in Folge innehält. Ein Unionsstaat mit Belarus könnte es Putin allerdings erlauben, nicht in Rente gehen zu müssen: Er könnte statt Russland den Unionsstaat regieren.





Die russische Zeitung Kommersant nennt das Programm „ein durchaus radikales Projekt", da es einen höheren Integrationsgrad haben soll als die Europäische Union. Belarus wird sich an Russland anpassen müssen, schließlich ist die russische Wirtschaft 30-mal größer. Belarus wird wahrscheinlich russische Gesetze übernehmen. Zwar betont die Zeitung, dass das Programm weit davon entfernt ist, die beiden Länder zu vereinen.

Die belarussische Opposition befürchtet trotzdem eine Annexion. Belarus ist sich in dieser Frage nicht einig, selbst der Präsident scheint keine einheitliche Meinung zu haben. Seit der Ukrainekrise sucht Lukaschenka immer stärker seinen eigenen Weg: Belarus erkennt die Krim als Teil der Ukraine an, der Staat fördert immer mehr die belarussische Sprache, für die man von 20 Jahren noch von den Polizisten geschlagen wurde, weil sie als Zeichen einer oppositionellen Gesinnung galt.

Nun war es aber Lukaschenka, der anlässlich des 20-jährigen Jubiläums des Vertrags vorgeschlagen hat, ein neues Integrationsprogramm zu verabschieden. **(eeb)**

ANZEIGE



Obdachlos am Golden Gate

Während in San Francisco eine kleine, reiche Oberschicht den Wohnungsmarkt beherrscht, müssen immer mehr Menschen auf der Straße leben. Auch Studierende sind betroffen

Diesen Sommer machte ich die Erfahrung, für eine Summer School Session die University of California, Berkeley zu studieren. Diese liegt etwa 20 Minuten von der kalifornischen Großstadt San Francisco enfernt und steht aufgrund ihrer Geschichte vor allem für Vielfalt, Toleranz und Aktivismus beziehungsweise Protest.

Mehrmals wöchentlich finden Demonstrationen zu tagespolitischen Themen statt, meist geht es darum, Donald Trump loswerden zu wollen – Stichwort Impeachment. Die Demonstrierenden rufen dabei die Parole „Get him out" in Anlehnung an eine Rede Trumps, in der er eine Kongressabgeordnete mit Migrationshintergrund dazu aufrief, in ihr Land zurück zu gehen, wenn sie mit der Art und Weise, wie die Dinge in USA momentan laufen, nicht zufrieden sei. Es scheint also, als seien die Menschen in San Francisco politisch aktiv und engagiert für benachteiligte Menschen.

Doch wer schon einmal in den USA war, weiß, dass dort nicht alles nur Glitzer und Glamour ist. Die Anzahl der Zeltstädte mit Menschen ohne Dach über dem Kopf ist kaum zu begreifen. Wenn man als Tourist durch San Francisco schlendert, wird einem mulmig und man muss bei dem Anblick schlucken. Die Zeltsiedlungen und die Menschen, die ihre Nahrung für den Tag im Müll suchen, schockieren mich. Verwirrten Menschen, die einem ins Gesicht schreien, begegnet man immer wieder.

> Ich frage mich, was schiefgelaufen ist

Das Problem ist nicht ausschließlich die Obdachlosigkeit an sich, denn die meisten Obdachlosen sind zusätzlich drogenabhängig, ob von Opioiden oder Crystal Meth. Hier sind viele der Meinung, ein Staatsversagen sei die Ursache. Ich frage mich bei dem Anblick, was schiefgelaufen ist, dass es zu diesem Punkt und Ausmaß kommen konnte. Diese Menschen sind Teil der Stadt, prägen das Stadtbild und trotzdem schenkt niemand ihnen Aufmerksamkeit oder hilft ihnen aus ihrer Situation heraus. Amerikaner verfolgen oftmals die Denkweise, dass man selbst daran Schuld sei, wenn man auf der Straße landet. Daher kümmern sie sich nicht um diese armen Menschen. Ich frage meine amerikanischen Freundinnen und Freunde, die gutaussehend, sportlich, weiß und privilegiert sind. Ich frage sie, ob sie sich ihrer Privilegien bewusst sind und was ihrer Meinung nach der mögliche Grund für die Problematik der Wohnungslosigkeit sein könnte. Ich bin überrascht, denn ich führe mehrmals ein wirklich gutes Gespräch, was dazu führt, dass ich realisiere, dass nicht alle Amerikaner gleich sind und so denken, wie wir es erwarten.

> Das Problem ist nicht nur die Obdachlosigkeit

Das ist wohl die Besonderheit an der University of California. Dort findet man sehr viele Menschen, die bereit sind, die amerikanische Kultur, die Politik und die Mentalität kritisch zu hinterfragen. Ich nehme sehr viel mit aus diesen Gesprächen und erkenne den Frust, den die meisten Bewohner Kaliforniens verspüren.

„Not my president" ist ihr Motto, sie fühlen sich nicht wohl in ihrem eigenen Land und schämen sich für die Rhetorik ihres eigenen Präsidenten. Trotz alledem ist eine Reise nach San Francisco sehr zu empfehlen Die Stadt hat sehr viel zu bieten und besitzt einen ganz eigenen Charme, den man selbst erlebt haben muss: Sie ist bunt und sehr vielfältig. **von Citlalli Brauchle**



Foto: Holger Link (Unsplash)

Diese Häuser in San Francisco sind ab zwei Millionen Dollar zu erwerben

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studierendenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Lukas Jung

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de

Facebook: ruprechtHD Instagram: ruprechtHD

Redaktion: Selina Demtröder (dem), Eduard Ebert (eeb), Elif Dabazoğlu (eli), Cornelius Goop (goc), Hannah Steckelberg (hst), Jean-Claude Jenowein (jcj), Jessika Fernau (jjo), Lara Stöckle (las), Lukas Jung (lkj), Nele Bianga (nbi), Nicolaus Niebylski (nni), Stefanie Weber (stw), Vera Peternek (vrm), Xenia Miller (xmi)

Freie Mitarbeiter: Annika Beckers (anb), Thomas Degkwitz (dgk), Emily Streib (est), Jana Metzger (jme), Joel Pollatschek (jmp), Julian Bucur (jub), Lena Hilf (lhf), Cosima Macco (mac), Manuel Kraiss (mks), Mario Wolf (mwo), Natascha Koch (nat), Nele Karsten (nsk), Svenja Schlicht (svj)

Korrespondenten: Citlalli Brauchle, Pascal Schumann

Leitung: hst (Seite 1-3), stw (Hochschule), nni (Studentisches Leben), eeb (Heidelberg), lkj (Wissenschaft), dem (Feuilleton), xmi (Weltweit), nbi (Online)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 184: Januar 2020

Personals

eeb: Mein Ressort ist ein einziger Puff.

goc: Ich hab immer noch nicht ganz verstanden, was San Franciscos Problem ist. **stw:** San Franciscos Problem ist, dass es in den USA liegt.

hst: Dass er an der Uni studiert, ist eh klar. **lkj:** Am Hauptbahnhof wirds nicht gewesen sein.

xmi: Oder wir machen einfach ein Bild von Stalin in die Personals.

hst: Das Hurenrisiko ist einfach zu groß.

stw: Der schöne Victor ist Veganer? **goc:** Nein, Liberaler.

dem: Ist nicht schlimm, war ja nicht mein Bügeleisen.

hst: Milch ist für Schwache.

stw: Wenn ich an Erotik denke, denke ich an Jens Spahn.

svj: Das Blaue ist mein Uterus.

nni: Was hat diese Vagina für ne Form? Wie ein Saugnapf!

hst: Er sieht aus wie eine attraktivere Version von Stalin.

Tränengas und Wahlbetrug

Pascal arbeitet als Freiwilliger in La Paz, als die Massenproteste losbrechen. Ausgelöst von manipulierten Wahlen, entwickeln sie sich zu einem Kampf für die Demokratie

Nach der Präsidentschaftswahl in Bolivien kam es zu großen Unruhen in der Bevölkerung. Für den amtierenden Präsidenten deutete sich eine Niederlage an, bis er sich selbst zum Wahlsieger kürte. Beobachter der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) bestätigten diese Unregelmäßigkeiten. Daraufhin protestierte die Bevölkerung landesweit, bis zu eine Million Menschen zog es auf die Straße.

Im Zuge meines Freiwilligendienstes befinde mich jetzt bereits seit drei Monaten in Bolivien. Dort habe ich meinen Gastbruder zum Wählen begleitet. Da es eine Wahlpflicht gibt, steht am Wahltag alles still: Kein Laden hat geöffnet und keine Autos dürfen fahren. Das restliche Verfahren vom Kreuzchen setzen, den Zettel in die Wahlurne werfen, bis hin zur Auszählung, ist identisch mit dem Verfahren in Deutschland. Am Wahlabend sah es nicht gut für Evo Morales aus, doch dann wurden die Auszählungen gestoppt. Tags darauf verkündete er seinen Sieg, und der Verdacht auf Ergebnisfälschung stand sofort im Raum.

Infolgedessen gab es mehrere Wochen hintereinander Straßenblockaden und Demonstrationen, die jedoch meistens friedlich verliefen. Die Straßenblockaden legten den Großteil des Landes lahm. Damit gab es auch keine Arbeit für mich und viele andere, weshalb wir auch an den Blockaden teilgenommen haben. Zunächst wunderte ich mich, dass die Proteste nicht abebbten, mir war das Ausmaß der Situation am Anfang nicht bewusst. Evo Morales hatte sich schon 2016 nach einem Referendum über die Meinung des Großteils seiner Bevölkerung hinweggesetzt. Daher dachte ich, dass dies jetzt wieder geschehen würde – doch da hatte ich mich getäuscht. Nachdem sich das Militär auf die Seite der Bevölkerung gestellt hatte, floh er ins Exil nach Mexiko. Dies geschah, weil der Druck aus der Bevölkerung zu stark wurde – es waren eine Million Menschen, die auf der Straße das Ende seiner Präsidentschaft forderten. Schließlich ging es um etwas viel Größeres, nämlich den Kampf des Volkes für die Demokratie.



Foto: Pascal Schumann

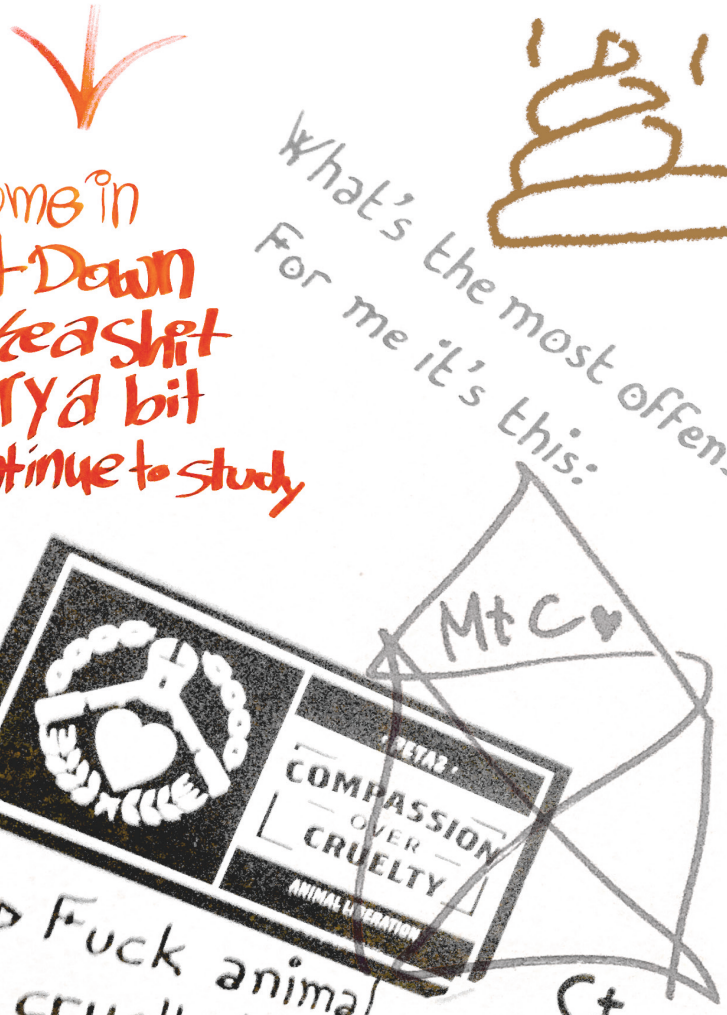
Tausende Demonstranten üben Druck auf die Regierung aus

Das merkte man auch daran, dass die Menschen bis fünf Uhr nachmittags die Straßenblockaden aufrechthielten und danach zu den Protesten gegangen sind. Die Stimmung war so ansteckend, dass man sich den Demonstranten eigentlich nur anschließen konnte. Leider kam es am Rande der Proteste öfter zu Ausschreitungen, bei denen die Polizei Tränengas einsetzte. Teilweise roch es sogar noch am nächsten Tag danach. Dennoch schreckte das die Menschen nicht ab, weiter zu protestieren. Nach drei Wochen Ungewissheit ist Evo Morales am 11. November zurückgetreten.

An diesem Tag war ich auf einem riesigen Marsch im Zentrum von La Paz. Die Stimmung nach Verkündung des Rücktritts war einzigartig. Die Leute lagen sich in den Armen, haben gejubelt und manche sind sogar in Freudentränen ausgebrochen. Jedoch schlug die Stimmung schlagartig um, als die Meldung die Runde machte, dass gewaltbereite Anhänger von Evo Morales von El Alto nach La Paz marschieren. Daraufhin bin ich mit meiner Gastfamilie schnell nach Hause gefahren. Die Südstadt gilt eigentlich als sicherster Teil von La Paz. Nachdem wir aber zu Hause waren, wollte ich meine wichtigsten Sachen ein wenig verstecken, da die Anhänger von Evo Häuser und Läden geplündert haben. Zu Hause hörten wir laute Schreie, und meine Gastfamilie meinte, dass ich mich mit meiner Gastschwester und meiner Gastmutter auf dem Dachboden verstecken solle. Wir hatten alle Messer und waffenähnliche Gegenstände gebunkert. In den folgenden ängstlichen und angespannten Minuten hörte man immer wieder klirrendes Glas. Wie mir mein Gastvater dann berichtete, wurde die Apotheke, die nur 20 Meter entfernt ist, vollkommen zerstört und ausgeraubt. So bestand die Gefahr, dass auch Häuser das Ziel werden könnten.

Die nächsten Tage waren aber eigentlich die schlimmsten. Es war ungewiss, ob ich das Land verlassen musste oder hierbleiben durfte. Zudem wurden auch die Lebensmittel knapp und es gab keinen Kraftstoff oder Gas. Die Menschen in El Alto hatten die einzigen Zufahrtsstraßen für Versorgungsmittel blockiert, damit wollten sie die Übergangsregierung zwingen, zurückzutreten. Da die Interimspräsidentin vor kurzem erst Neuwahlen angekündigt hatte, normalisierte sich die Situation seit einigen Tagen wieder etwas. Ob das das endgültige Ende der Unruhen ist, bleibt ungewiss. **von Pascal Schumann**

Come in
Sit Down
Take a shit
Cry a bit
Continue to study



Fuck animal cruelty!

What's the most offensive thing you can draw?
For me it's this:



!!! DON'T PISS INTO THE PAPER BIN !!!

MtC♥

Stop cruelty against humans
Stop police violence

Stop both lol!

MULTIKULTI IST LINKS

Queerfeminismus

WIR STREIKEN AUCH FÜR DICH

#FFF

SONETT NR. 9: UNWEIT VON EZE, 27 AUGUST 2019

AM AZURNSTRANDE SITZE ICH IN WARMER AUGUSTNACHT,
UND BLICKE SO GEN HIMMEL, BIS DIE MÜDIGKEIT OBSIEGT;
WIE OFT HAB' ICH ZU SOLCHER STUND' ZU DIR NUR HINGEDACHT,
UND WIE DEIN HOLDES WESEN UNTERM SELBEN HIMMEL LIEGT.

WER WEIß, OB NICHT DURCH FÜGUNG VON DES ZUFALLS SCHERZGESCHICK
WIE BEI MIR ALS AUCH BEI DIR IM SELBEN AUGENBLICKE
SICH VIELLEICHT ZUM SELBEN STERN GEWENDET UNSER BLICK,
DADURCH ICH HIN ZU DEINEM MUNDE ZARTE KÜSSE SCHICKE.

STRENGE GALLE GIEßT INDES SICH IN MEIN HERZ HINEIN,
UND KÜNDET, WIE SICH'S WÜRDIGE AN DEINER NÄHE LETZT,
ERINNERT MICH ZUGLEICH DARAN; ICH BIN HIER GAR ALLEIN

UND ZWINGET, DASS ICH WIDER LIEBE HEGE HEFTGEN GROLL
UND WIDER LIEBLICH ANBLICK, DRAN SICH MEINE SEELE WETZT;
ACH HÖRST DU NUR, WELCH SCHMERZENSSCHREI DER STILLEN NACHT ENTSCHOLL!

SONETT NR. 10: ZUM GEDENKEN AN MEINE EINZIGE GELIEBTE, UMD AUCH DIR, DU SCHÖNES WESEN, WELCHES DU NIE ERFAHREN HAST, WARUM DU MIR SO LIEB WURDEST.

ACH KÖNNT' ICH BLOß VERACHTEN DEINE HOLDE LICHTGESTALT;
DEN GELBEN DUFT IN DEINES HAARES MEERKORALLNEN ROT!
DIE STRENGE MINNE LÄSST NICHT LOS; ES HAT NOCH DIE GEWALT
DER MÜDEN AUGEN BLAU, ALS ES ZUM KUSSE SICH MIR BOT.

UND TRÄUMT' MIR NICHT, DU WÄRST BEI MIR IN LUFTSELIGER TRACHT;
IM SCHWARZ, DRAUF MEINE LIEBE ROTE RÖSLEIN LÄSST GEDEIHN,
ALS HÄTTE MEINE EINZIGLIEBSTE SIE ZU MIR GEBRACHT,
UND DICH, DAMIT DU WISCHEST MIR DIE ZÄHREN, DIE ICH WEIN',

WENN IHRER LETZTEN STÄTT' ICH TRET' ENTGEGEN WEHMUTSVOLL;
ICH WÜNSCHTE NUN ICH HÄTT' DEIN WEIßES ANTLITZ NIE ERBLICKT,
WENNS MIR ZUR ERNIEDRIGUNG ALLEIN GEREICHEN SOLL;

ICH WÄHNT' IN SCHÖNEN WAHN, DASS MEINE SEELE ZU IHR STEIGT,
DASS DICH DIE PROVIDENZ MIR HAT ZUM TROSTE HERGESCHICKT,
UND TRÄUME, WIE DEIN MUND ZU MEINEM KUSSE HIN SICH NEIGT.

Long live vandalism.

Auf dem stillen Örtchen saßen: las, hst, nni